

kultur-kompetenz-bildung

KONZEPTION KULTURELLE BILDUNG

März – April 2006

Regelmäßige Beilage zu politik & kultur

Ausgabe 3

Die Lissaboner Road Map und die Kultur Max Fuchs

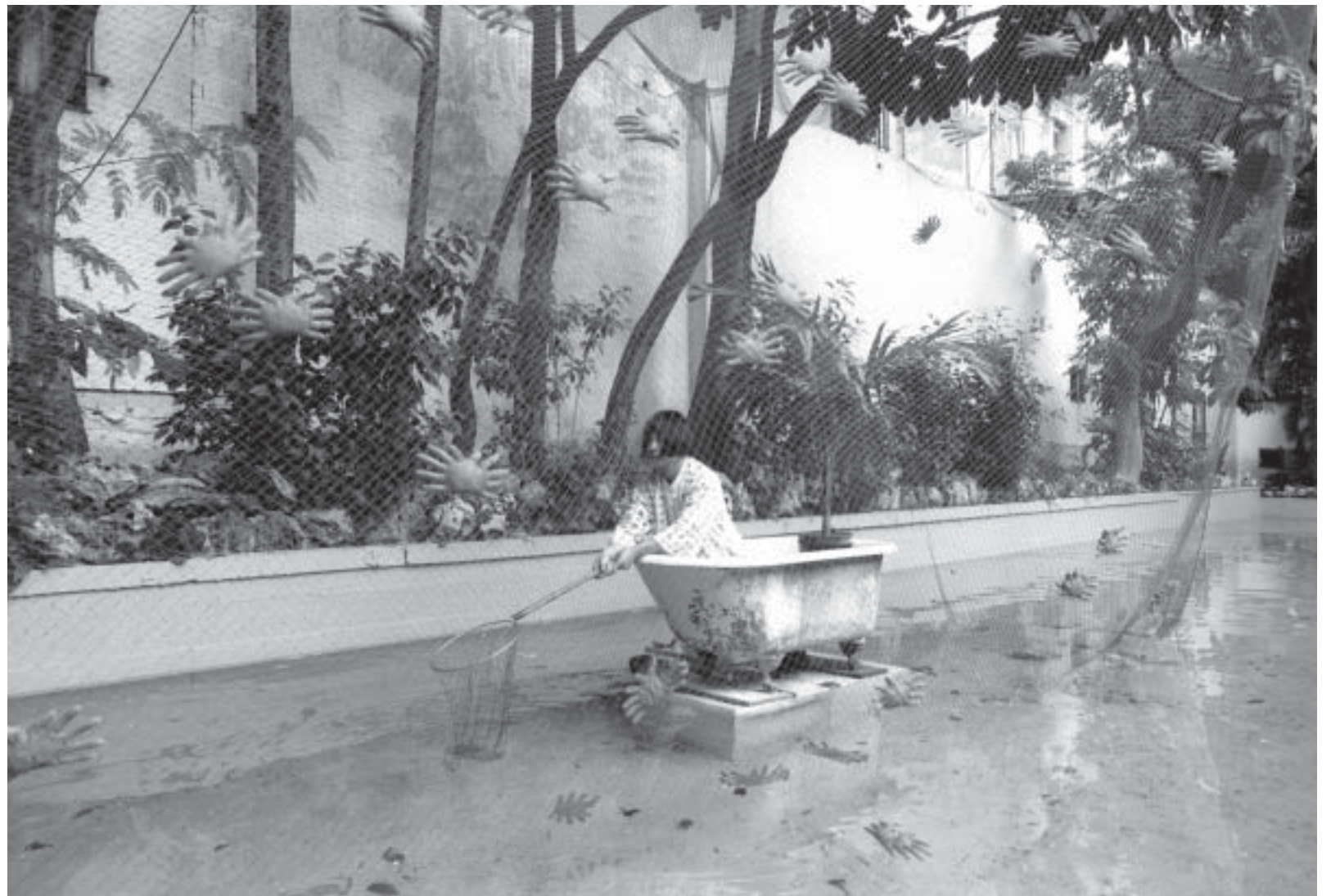
Die Weltkonferenz zur künstlerischen Bildung vom 6. bis 9. März 2006 in Lissabon

Ob es eine Weltkonferenz zur künstlerischen Bildung in Lissabon schaffen wird, der berühmten Lissabon-Strategie der EU-Regierungschefs ihren blinden Fleck in Sachen Kultur zu nehmen, ist fraglich.

Diese Strategie wurde seinerzeit beschlossen mit dem Ziel, Europa zum „weltweit wichtigsten wissensbasierten ökonomischen Raum“ zu machen. Verwunderung hat dabei ausgelöst, dass bei der vielen Rhetorik über Wissen und Kreativität ausgerechnet derjenige Bereich vergessen wurde, der sich als Sachwalter von Innovation und Kreativität versteht. Denn immerhin boomt die Kulturwirtschaft und es redet alle Welt von „creative industries“ als Hoffnungsträger einer Wirtschaft, die in der klassischen Industrie nicht mehr ihren Motor finden kann. Nun treffen sich „Entscheider“ – so der offizielle Einladungstext des Generaldirektors der UNESCO, Koïchiro Matsuura – aus über 100 Ländern unter dem Titel „Building Creative Capacities for the 21st Century“. Und es treffen sich Experten aus staatlichen und nichtstaatlichen Kontexten, aus Regierungen, der Forschung, der Aus- und Fortbildung und aus der Zivilgesellschaft. Das anspruchsvolle Ziel: Die Verabschiedung einer Road Map und einer World Charta. Welchen Wert beide Papiere haben werden – immerhin ist es keine offizielle Regierungskonferenz, sondern ein Expertentreffen, bei dem im Vorfeld kaum jemand etwas Näheres über die geplanten Abschlussdokumente weiß –, ist allerdings ungewiss. Immerhin liegen aus den zahlreichen Regionaltreffen Papiere vor (oft allerdings erst am Ende auf wundersame Weise aus dem Hut gezaubert), die die Richtung der vorgesehenen Lissaboner Schlussdokumente anzeigen. Sieht man von diesem eigenartigen, nicht sonderlich demokratischen Prozedere ab, bleibt noch genügend Anregungspotential für eigene Zwecke. Aus deutscher Sicht werden zwei Projekte aus dem Kubim-Programm vorgestellt. Außerdem werden der Kompetenznachweis Kultur der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung sowie die Konzeption kulturelle Bildung des Deutschen Kulturrates präsentiert. Letzteres ist ein Anlass, sie quasi aus der Perspektive von außen zu betrachten, sich also zu fragen, warum man sich für sie als ausländischer Experte interessieren könnte. Es geht dabei um vergleichsweise einfache Fragen, die allerdings auch für die nationale Debatte von Interesse sind:

1. Was ist „kulturelle Bildung“?

Die UNESCO-Konferenz hat während ihrer Vorbereitung gerade bei dieser Frage ihre wichtigste Entwicklung vollzogen: Von einer engen Sicht auf



Ping Qiu: „Fishing in Kuba“ (by Havana Biennale, 2003)

zwei, drei schulische Kunstfächer zu einem weiten Konzept kultureller Bildung, so wie es auch unserer Konzeption zugrunde liegt: Bildung ist mehr als Schule und Schule ist mehr, als PISA untersucht. „Kulturelle Bildung“ wird in der Konzeption kulturelle Bildung als dynamischer Bereich verstanden, der über traditionelle künstlerische Prozesse hinaus ästhetische Erfahrungen insgesamt erfasst und sich dabei in weitem Sinne als (kulturpädagogisch vermittelte) Allgemeinbildung versteht. Zudem werden Fragen künstlerischer Aus- und Fortbildung sowie der Kulturvermittlung einbezogen. Es wird das weite Feld einer unmittelbaren kulturellen Arbeit mit Menschen aller Altersstufen vermessen, wobei die Institutionen, die Orte kultureller Bildung, der Arbeitsmarkt, der kulturwirtschaftliche Bereich und die Rahmenbedingungen einbezogen sind. Nicht thematisiert werden allerdings fachliche Fragen im engeren Sinn, also etwa Fragen der Methodik und Didaktik. All dies wird – allerdings mit einer noch zu erläuternden Ausnahme – auch Thema in Lissabon sein.

2. Wer hat die Konzeption kulturelle Bildung erstellt?

Mit ihrem Anspruch, ein Rahmenkonzept für kulturelle Bildung zu entwickeln, insbesondere mit ihrem Interesse an geeigneten Rahmenbedingungen vermutet jeder zunächst einmal, dass die Konzeption kulturelle Bildung nur ein staatliches Projekt sein kann. Denn üblicherweise hat nur der Staat oder eine von ihm beauftragte Kommission eine solch weitreichende Aufgabe. So ist es etwa in Großbritannien geschehen: Die erste Regierung Tony Blair beauftragte ein National Advisory Committee on Creative and Cultural Education unter der Leitung von Ken Robinson, eine nationale Konzeption zu erstellen, die dann unter dem Titel „All our Futures“ im Jahre 1999 erschienen ist. Bildungspolitik, so die internationale Erfahrung, ist nicht nur in Deutschland eines derjenigen Politikfelder, die fest in der Hand des Staates sind. Nun geht sowohl die Konzeption

als auch inzwischen die Weltkonferenz über ein enges Verständnis von Bildungs- als Schulpolitik weit hinaus. Es sind zunächst einmal zumindest die Kultur- und Jugendpolitik, dann aber auch – gerade in unserer Konzeption – die für die Rahmenbedingungen zuständigen Felder der Handels-, Sozial- oder Rechtspolitik berührt. In Deutschland wäre es auch deshalb, vor allem aber aufgrund der föderalen Struktur und dem Streit über die Kompetenzverteilung zwischen Bund und Ländern unmöglich, dass ein solches gesamtstaatliches Papier entstehen könnte. Es kann also nur die organisierte Zivilgesellschaft

„Creative industries“ als Hoffnungsträger der Wirtschaft

sein, die ein solches Projekt erfolgreich angehen könnte. Darin kommt ein zeitgemäßes Verständnis von Politik zum Ausdruck: Diese nämlich als Zusammenspiel staatlicher und nicht-staatlicher Kräfte zu verstehen. Dies ist durchaus neu im Kontext der UNESCO, bei der zwar zunehmend und oft vorbildlich zivilgesellschaftliche Stimmen gehört werden, deren Mitglieder jedoch Staaten, vertreten durch die jeweiligen Regierungen, sind, die sich letztendlich alle wichtigen Entscheidungen vorbehalten.

3. Wovon handelt die Konzeption kulturelle Bildung?

Methodisch-didaktische Fragen, Fragen der Projektorganisation und der bildenden Kraft der Künste werden nicht vertieft angesprochen. Die Konzeption ist kein Grundlagenwerk für die Theorie der kulturellen Bildung. Allerdings wird immer wieder auf die Frage der individuellen und sozialen Wirkungen einer kulturell-ästhetischen und künstlerischen Praxis hingewiesen. Die Weltkonferenz wiederum startet mit einem Vortrag des renommierten Neurobiologen Antonio Damasio („Descartes' Irrtum“), der die Relevanz der Emotionalität, der Kreativität und der Künste für die menschliche Entwicklung aufzeigt. Im Vorder-

grund stehen dann jedoch die folgenden fünf Themen: Soziale, kulturelle und ökonomische Wirkungen, Partnerschaft zwischen unterschiedlichen Einrichtungen, Lehrerbildung und – immer wieder – Legitimationsprobleme bzw. Überzeugungsstrategien. Der Schwerpunkt unserer Konzeption, nämlich kulturelle Bildung einzubetten in die aktuellen Diskurse, denen sich die Kulturpolitik heute stellen muss (WTO/GATS, Dienstleistungsrichtlinie für die EU-Länder und damit eng verbunden: die UNESCO-Konvention zur kulturellen Vielfalt) ist nicht als Schwerpunkt-Thema der Weltkonferenz zu erkennen. Allerdings zeigt sich am wachsenden Widerstand gegen PISA, gegen die dort praktizierte Mess-Methodologie und die Schwerpunktsetzung auf Ma-

thematik, Naturwissenschaften und Landessprache, dass eine erfolgreiche kulturelle Bildungspolitik auch die ökonomischen Global Player und Probleme – hier also die OECD, die PISA verantwortlich – in Rechnung stellen muss. Eine weitergehende Politisierung steht noch aus. Allerdings gibt es Hoffnung, da einige bekannte Akteure aus dem Kampf gegen eine totale Kommerzialisierung des Kulturbereichs wie etwa der Kanadier Max Wyman („The defiant imagination.“ Vancouver/Toronto 2004) verantwortlich in den Kongress involviert sind. So ist es auch nicht verwunderlich, dass Kanada unter der Leitung deselben Max Wyman, Präsident der kanadischen UNESCO-Kommission, eine schöne Broschüre zur Vorbereitung der Weltkonferenz unter dem Titel „Learning to Live – Living to Learn“ (Ottawa 2005) vorgelegt hat, die schon vom Titel her anschlussfähig an unsere deutschen Konzepte von Bildung als Lebens- und Daseinskompetenz und als Lebenskunst ist.

4. Forderungen

Es bahnt sich an – auch aufgrund der Vorbereitungskonferenzen –, dass sich ein Konsens über ein weites Verständnis von „arts education“ im

Zu den Bildern

Alle Bilder dieser Ausgabe von kultur kompetenz bildung zeigen Performances und Installationen der schweizer-chinesischen Künstlerin Ping Qiu. Bitte lesen Sie auch das Portrait über die Künstlerin auf Seite 23 von puk. Ping Qiu, die seit 18 Jahren in Berlin und Brandenburg lebt, wurde 1961 in Wuhan, China, geboren. Von 1981 an studierte sie an der Zhejiang Kunstakademie, Hangzhou. Dort beschäftigte sie sich mit traditioneller Ölmalerei. Parallel besuchte sie Philosophievorlesungen und begann, an der Shanghai Fudan Universität Englisch zu lernen. Sie bereitete sich systematisch auf ein weiteres Studium im Ausland vor. Als sie 1988 nach Berlin kam, beendete sie ihre realistische Arbeitsweise und begann mit Skulptur, Objekt, Installation und Performance zu arbeiten.

Nächste Ausstellung:

9. März 2006,
Kunstmesse Karlsruhe,
Galerie Axel Holm ■

← Fortsetzung von Seite 2

Die Lissaboner Road Map

Sinne des deutschen Konzeptes von kultureller Bildung durchsetzt: Es geht um mehr als die Künste, es geht um mehr als Schule. An der „Entwicklung kreativer Fähigkeiten“ – so der Untertitel der Konferenz – sind viele Bildungsorte beteiligt, man braucht viele Partner, man braucht Rahmenbedingungen, die vor allem außerhalb der Bildungs- und Kulturpolitik geschaffen werden müssen. Auch national können wir dieses primäre Ziel noch längst nicht als erledigt abhaken. Dazu ist es notwendig, neue Kooperationsformen unterschiedlichster Partner – und dies auf allen Ebenen: lokal, regional, national – zu entwickeln und zu unterstützen. In Deutschland geht es hierbei aktuell um eine vernünftige Ganztagschule, die sich in ein Netzwerk vieler lokaler Einrichtungen einbindet, bei dem man den nichtschulischen Partnern aus der Jugend- und Kulturarbeit auch finanziell Überlebensmöglichkeiten lässt. Dazu gehört die Anerkennung nonformaler Bildung, also der außerhalb der Schule erworbenen Fähigkeiten und Kompetenzen, so wie sie der Kompetenznachweis Kultur der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung bescheinigt. Nach wie vor existiert das Problem der Begründung und Legitimation kultureller Bildungsarbeit. In der Weltkonferenz ist dies ebenso ein Schwerpunkt wie in unserer Konzeption. Es geht dabei um zwei unterscheidbare Fragestellungen: Die

wissenschaftliche Erforschung pädagogischer, aber auch sozialer, kultureller und ökonomischer Wirkungen und das Finden geeigneter politischer Argumente für die Öffentlichkeit. „Advocacy“ ist in anderen Ländern schon fast ein professionelles Geschäft, wovon man auch in Deutschland lernen kann. In Hinblick auf die Forschung kann man ebenfalls von anderen lernen. Wer hätte etwa gedacht, dass in einem ebenfalls föderal organisierten Land wie den USA, wo die Skepsis gegenüber dem Zentralstaat eher noch größer ist als bei uns, eine gesamtstaatliche Forschungsinitiative zustande kommt, die alle künstlerischen Bereiche in den Blick nimmt. (Arts Education Partnership (ed.): The Arts and Education: New Opportunities for Research. Washington 2004). In Deutschland dagegen schafft man mit der BLK gerade diejenige Organisation ab, die dies leisten könnte! Allerdings muss man sehen, dass private Stiftungen –ebenfalls anders als in Deutschland – nicht nur tolle künstlerische Vorzeigeprojekte

„arts education“ im Sinne des deutschen Konzepts von kultureller Bildung setzt sich durch

fördern, sondern auch in die weniger spektakuläre Forschung investieren. Auch dieser Aspekt eines bürgerschaftlichen Engagements ist offenbar andersorts weiter entwickelt als bei uns. Vielleicht würde sich dann auch eine zwar längst bekannte, aber immer noch nicht überall akzeptierte Erkenntnis besser durchsetzen: Lernen muss jeder selbst und kann nicht durch Lehren ersetzt

werden. Klingt dies harmlos? Vielleicht. Aber immer noch funktionieren unsere Bildungseinrichtungen eher lehrer- und nicht schülerorientiert, nimmt man den Jugendlichen als „Subjekt seines Lernens“ nicht ernst. Zu Recht ist daher „Lehrerbildung“ ein Schwerpunktthema der Weltkonferenz, ebenso wie Qualifizierungsfragen in unserer Konzeption eine große Rolle spielen. Dazu gehört auch eine Verstärkung der Bemühungen, die international übliche Unterscheidung eines Lernens in the arts, through the arts and about the arts anzunehmen. Insbesondere mit Hilfe der Künste andere Inhalte – vielleicht sogar die PISA-Fächer – zu vermitteln, dürfte einiges an Unterstützung brauchen. Für die UNESCO muss es Standard sein, internationale völkerrechtlichen Normen ständig lebendig zu halten. Insbesondere muss es um das vielleicht wichtigste, zumindest um das höchst-rangig abgesicherte kulturpolitische Ziel gehen: Die Sicherstellung einer kulturellen Teilhabe für alle. Denn dieses ist ein Menschenrecht. Will man dies, dann muss man Prozesse der Ausgrenzung, der Demütigung, des Versagens von Anerkennung und der Marginalisierung in den Blick nehmen. Es geht um Fragen der Gerechtigkeit, um eine entsprechende Ausstattung mit Ressourcen, um die Sicherstellung rechtlicher, ökonomischer und politischer Bedingungen einer Teilhabe. Es geht auch um eine entsprechend veränderte Angebotspolitik der Kultureinrichtungen. Teilhabe entsteht nämlich nicht im Selbstlauf! Die Konvention zur kulturellen Vielfalt und der Kampf

gegen GATS haben ja nicht ihre Ursache darin, dass man den großen Kulturmultis ihre Gewinne nicht gönnt. Man weiß vielmehr das, was Adam Smith, der Stammvater der Theorie des Kapitalismus, noch wusste: Der Markt ist kein Instrument, das die gerechte Verteilung bei solch empfindlichen „Gütern“ wie Bildung, Gesundheit oder Kultur alleine sicherstellen kann. Die Zivilgesellschaft – und damit der Deutsche Kulturrat – kann dabei vieles bewirken: Diskurse anregen, Erkenntnisse verbreiten, Konzepte entwickeln. Insbesondere ist es jetzt eine enorme Herausforderung für alle, bei der Umsetzung der in den nächsten beiden Jahren sicherlich in Kraft gesetzten Konvention zur kulturellen Vielfalt zu handhabbaren Definitionen von „kultureller Vielfalt“, ihrem Schutz, ihrer Erhaltung und Weiterentwicklung zu kommen. Was dies letztlich für die öffentliche Förderung und die anderen kulturpolitischen Instrumente bedeutet, ist noch weitgehend unklar. In vielen dieser Fragen muss die Zivilgesellschaft ihren Sachverstand einbringen, vielleicht sogar die Debatte beginnen und qualifizieren. Aber dann muss der Staat Entscheidungen treffen und Gesetze verabschieden, da er die letzte Verantwortung für die Rahmenbedingungen hat. Wenn sich nur ein Teil dieser Aussagen und Überlegungen in der in Lissabon zu verabschiedenden Road Map und Charta wieder findet, wird sich die Weltkonferenz gelohnt haben.

DER VERFASSER IST VORSITZENDER DES DEUTSCHEN KULTURRATES ■

Den demographischen Wandel auf der Agenda

Peter Kamp

Zur Zukunft der Jugendkunstschulen

Jugendkunstschulen sind Strukturressourcen im demographischen Wandel, ähnlich wie die Musikschulen. Eine schlichte Vorausschau auf das magische Jahr 2050, mit dem jetzt alle rechnen, macht dies sinnfällig. 1,5 Millionen Menschen, die im Jahr 2000 eine der 1.000 Musikschulen (über 1 Mio.) oder der 400 Jugendkunstschulen (500.000) besucht haben, gehen 2050 dem Rentenalter entgegen. Fast alle werden zeitlebens ein intensives, oft durch aktive Praxis bestimmtes Verhältnis zu den Künsten unterhalten haben. Als Rentnerinnen und Rentner werden sie selbst am kulturellen Leben partizipieren und sich vehement dafür einsetzen, dass ihre hoffentlich zahlreichen Enkel keine schlechteren kulturellen Bildungschancen vorfinden, als sie selbst in ihrer Jugend hatten. Mit Sicherheit werden sie ihr politisches Gewicht für Generationengerechtigkeit auch in der kulturellen Bildung geltend machen und dafür Sorge tragen, dass die Älteren die gleiche Angebotsvielfalt nutzen können, auf die die Jungen einen Rechtsanspruch haben. Möglicherweise werden sie in diesem Zusammenhang auf den dann über 250 Jahre alten Appell Friedrich Schillers rekurren, der den „guten Regenten“ aller Länder 1795 empfohlen hatte, „gute Kunstschulen“ zu errichten. Und sie werden stolz darauf sein, dass ihre Kinder doppelt so viele Jugendkunstschulen zur Auswahl hatten wie sie selbst als Kinder. Kulturelle Bildung „für alle“ wird ihren Imagefaktor als Strukturelement verankert haben, weil auch die Schulen in der Fläche der Republik ihren Mehrwert erkannt und lehrplanmäßig operationalisiert haben werden. Eine gute Grundlage, auf der die Strukturen von Erwachsenen- und Familienbildung, Kultur und Wirtschaft selbstverständlich aufbauen werden.

Wie wahrscheinlich dieses Szenario ist oder werden kann, muss politisch erstritten werden. Dass sich aber unter Nachhaltigkeitsgesichtspunkten dafür zu streiten lohnt, liegt auf der Hand. Es muss erlaubt sein, das pragmatische Handeln durch programmatisches Denken zu ergänzen. Wenn je Gefahr drohte, ein „Kind mit dem Bade auszuschütten“, dann angesichts der Globalmetapher vom „demographischen Wandel“, der ja nicht nur Realität, sondern auch Ideologie ist, wie jede Projektion: Politik kann und will ja nicht zuschauen, ob die Prognose für 2050 auch eintrifft, sondern den Wandel gestalten und möglichst auch beeinflussen. Zu den größten Versäumnissen der Nachkriegszeit (denen sich die heutige Dramatik maßgeblich verdankt) gehört schließlich der konsensuale Verzicht auf antizyklisches Denken und Handeln. Gerade dies wäre heute zu fordern – nicht als einziges, aber als maßgebli-



Ping Qiu: „Rote Schulbänke“, Erfurt 2002

ches und eben nachhaltiges Gestaltungselement. Demographischer Wandel erfordert beides zugleich: Struktursicherung und Strukturinnovation. Die knappste und umfassendste Problembe-schreibung findet sich auf der neuen Homepage des bundesweit ersten und derzeit einzigen Ministeriums, dessen Name dem demographischen Wandel verpflichtet ist und das damit „die wichtigsten Politikfelder der Zukunft unter einem Dach“ bündeln will. Es handelt sich um das nordrhein-westfälische „Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration“, das den demographischen Wandel durch „drei große Entwicklungslinien“ charakterisiert sieht: 1. „Wir werden weniger, weil weniger Kinder geboren werden. 2. Wir werden älter, weil sich die Lebenserwartung stetig verbessert. 3. Wir werden internationaler, weil Menschen aus anderen Ländern und Kulturen zu uns kommen, um hier mit uns zu leben. Diese Wanderungsgewinne wirken sich positiv in der Bevölkerungs-bilanz aus, können sie aber nicht ausgleichen.“ Alle drei Entwicklungslinien fordern die Jugend-kunstschule als Einrichtung kultureller Kinder-

und Jugendbildung heraus. Politisch schon des-halb, weil das „Generationenministerium“ auch den Kinder- und Jugendförderplan auflegt, nach dem die Jugendkunstschulen in Umsetzung des KJHG auf der Grundlage eines eigenen Landes-gesetzes gefördert werden. Aber auch inhaltlich, denn alle Tendenzen berühren im Kern den An-spruch der Jugendkunstschule, „allen Kindern und Jugendlichen“ einen möglichst vielfältigen aktiven Zugang zu allen Künsten oder Kulturspar-ten zu eröffnen. Auf Einrichtungsebene, auf lan-des- und bundesverbandlicher Ebene haben die Jugendkunstschulen den demographischen Wan-del auf der Agenda, wie im Folgenden an drei Handlungsfeldern skizziert werden soll. Ein pro-blemorientierter Ausblick fragt nach den Chan-zen und Risiken, vor die der demographische Wandel im Ländervergleich die Ausbreitung und Konsolidierung von Jugendkunstschulen stellt. Er lässt sich leiten vom doppelten Ziel der Ange-botsdifferenzierung und der Strukturentwicklung und setzt darauf, dass der demographische Wan-del eines jedenfalls nicht verkraftet: eine polari-sierende Betrachtung, die im Sinne eine Wertig-keitsdebatte die wechselnden Mehrheiten gegen-einander ausspielt.

1. Neue Zielgruppen: Trotz des programmatisch neuen Ministeriumsnamens in Düsseldorf beginnt die Strukturpolitik im demographischen Wandel nicht erst mit der neuen Regierungsmehrheit. Seit 1999 verfügt die Landesjugendplanreform mit dem sogenannten „Wirksamkeitsdialog“ über ein verbindliches und effizientes Evaluations- und Steuerungsinstrument, das die Balance zwischen Struktursicherung und Innovation kontinuierlich überprüfen und neu justieren will. Zu den Schwer-punktaufgaben gehören mit „Partizipation“, „Na-tionalitäten“ (Migrationshintergrund), „Soziale Belastungen/Integration“, „Prävention“ und „Schulkooperation“ mindestens fünf Komplexe, die unmittelbar den demographischen Wandel berühren. Nach aktuellen Erhebungen (Daten 2004) sind die 40 landesgeförderten Jugend-kunstschulen mit landesdurchschnittlich etwa 10% ihrer Angebote (Ausnahme Partizipation: 20%) in diesen Schwerpunktbereichen aktiv. Insbesondere die intensive Kooperationspraxis mit den neuen Ganztagschulen führt dem Ju-gendkunstschulangebot völlig neue und anders zusammengesetzte Zielgruppen zu, die allerdings



← Fortsetzung von Seite 2

auch spezifischer fachlicher, räumlicher und auch finanzieller Ressourcen bedürfen.

2. „Wir werden internationaler“: Das Kursangebot als Kernbereich strukturierter Bildung in Jugendkunstschulen eröffnet insbesondere Mädchen und jungen Frauen überproportional starke Partizipationschancen, die sich in der Nutzerstatistik positiv niederschlagen. Es setzt aber auch höhere Eingangsmotivation voraus, die bildungs- ungewohnte Zielgruppen (sozial Benachteiligte, oftmals mit Migrationshintergrund) nicht von sich aus mitbringen. In einem Bundesmodellprojekt (2005 bis 2008) will der Bundesverband der Jugendkunstschulen (bjke) jetzt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung an ausgewählten Standorten im ganzen Bundesgebiet die interkulturelle Angebotsinitiative der Jugendkunstschulen evaluieren und stimulieren. Unter dem Titel „Der KUNST-CODE. Jugendkunstschulen im interkulturellen Dialog“ soll entwickelt und erprobt werden, welche konzeptionellen, personellen und zielgruppenspezifischen Bausteine erforderlich sind, um Jugendkunstschule auch als Lernort interkultureller Bildung stärker zu profilieren. Im Mittelpunkt steht hierbei die Praxis der partizipativen Projektentwicklung und der Zielgruppenerschließung, die die Chancen und Risiken unter Berücksichtigung lokaler/regionaler Besonderheiten und verschiedener Träger- und Einrichtungsstrukturen auslo-

Überproportionale Partizipationschancen insbesondere für Mädchen und junge Frauen

ten und (im Rahmen der Möglichkeiten eines Modellprojekts) auch in die Fläche bringen will. Modellstandorte 2006 sind Jugendkunstschulen in Duisburg, Berlin, Bremen, Neuss, Augsburg, Schwerin, Filderstadt und Frankfurt/Oder, der Auftaktworkshop findet im Februar in der Bundesakademie Wolfenbüttel statt, erste Ergebnisse soll die Zwischenbilanz nach einer ersten Projektphase im Herbst 2006 bringen.

3. „Wir werden älter“: Ob und inwieweit der relative Alterungsprozess Gegenstand der Angebotsinitiative von Jugendkunstschulen ist oder sein sollte, war Thema des Forums „Voneinander lernen. Kulturelle Bildung im Dialog der Generationen“, mit dem der Jugendkunstschultag NRW im Herbst 2005 in Unna Schlüsselfragen zukunftsfähiger „Bildung mit Kunst und Kultur“ beleuchtet hat. Die Tagungsergebnisse werden im April in der Quartalsschrift infodienst Kulturpädagogische Nachrichten (Nr. 79) veröffentlicht, zentrale Fragen der kulturpädagogischen Praxis (darunter intergenerative Theater- und Bildkunstprojekte aus Bielefeld, Witten und Berlin und eine landesweite Erhebung intergenerativer Projekte aus Dortmund) waren vor allem: Wo und wie lassen sich Formen des fachlichen Erfahrungsaustauschs über das Einzelprojekt hinaus so verstetigen, dass intergenerative Angebote stärker in die Fläche kommen? In welchem Ausmaß kann und soll Jugendkunstschule als kinder- und jugendkulturelle Einrichtung ohne Profilverlust in altersübergreifende Angebotsentwicklung einsteigen? Hintergrund (durchaus auch im internationalen Vergleich) war die Frage, ob altersdifferenzierte Einrichtungskonzepte wie die Jugendkunstschulen als solche eine (institutionelle) Zukunft haben oder ob ein erkennbarer Trend in Richtung intergenerative Einrichtungen kultureller Bildung ins Haus steht (wie etwa in den niederländischen Kreativitätszentren).

Eine aktuelle, aus Anlass dieses Beitrags durchgeführte Befragung ausgewählter Jugendkunstschulen kann nicht umhin, mögliche Handlungsanforderungen mindestens so differenziert zu formulieren, wie der demographische Wandel in der Fläche auf bestehende Handlungsplattformen trifft oder eben nicht. Hierbei sind auch förderrechtliche Rahmenbedingungen von Belang, sofern sie der Angebotsentwicklung günstige Prognosen stellen.

Leistungsstarke Jugendkunstschulen mit deutlich überdurchschnittlichem Budget, starker räumlicher und vor allem hauptberuflich fachlicher Infrastruktur werden ihr Programmangebot immer stärker zielgruppendifferenziert auffüchern. Neben die traditionellen Schwerpunkte im Kurs-, Projekt- und offenen Kinder- und Jugendangebot unter Einschluss breiter Kooperationen in den Feldern Frühbildung (Kindergärten) und Schule (Ganztagsschule) werden zunehmend breitere Angebotsmodule für Familien, Erwachsene, Senioren sowie insbesondere intergenerative Angebotsbausteine treten. Typisches Beispiel für diese Entwicklung ist die Kunstschule (vormals Jugendkunstschule) der Stadt Offenburg (Baden-Württemberg), die dem demographischen Wandel vor allem durch die Kombination erweiterter Öffnungszeiten mit familienspezifischen Ange-

- botsbausteinen Rechnung trägt. Zu nennen sind insbesondere:
- Familiensonntage für alle Altersgruppen in einem Konzept
 - Vormittagsstudiengänge für Erwachsene (nicht nur für Senioren, derzeit überwiegend von Frauen unter 50 genutzt)
 - Öffnung der Ateliers für Erwachsene
 - Ausweitung des Kursangebots auch auf Samstage
 - Gleichwertige Präsentation der Bildereignisse von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen unter einem Konzept
 - Schaffung einer Artothek, in der über 1.000 Kinder- und Jugendbildoriginale einer zunehmend dem „Original“ entwöhnten Erwachsenen-schicht Zugang zum Phänomen kindlicher Bildner-ei bieten (weg vom Klischee der Kinderbilder).

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang, dass die Landesregierung in Baden-Württemberg anders als NRW die Jugendkunstschulförderung nach der „Kunstkonzeption“ des Landes von jeher im Kontext Bildung und Kultur angesiedelt hat, mit explizit starken Schnittmengen etwa zur Erwachsenenbildung der Volkshochschulen (die oftmals auch die Jugendkunstschulträgerschaft innehaben). Strukturschwache Jugendkunstschulen mit weniger als der Hälfte des ohnehin geringen Durchschnitts (bundesweit etwa 150.000 Euro) haben Mühe, schon im Bereich der Kernzielgruppe eine Konzepttradition herauszubilden. Bei hoher Innovationsbereitschaft und Projektinitiative (aktuell insbesondere durch Ganztags-schulkooperationen) droht ihnen bei Ver-zettelung oder Überfrachtung ein Image- und Identitätsverlust, der letztlich gerade im demographischen Wandel kontraproduktiv wirken könnte. Hier ist Projektinitiative in Verbindung mit gezielten Bausteinen der Familienbildung ein gangbarer Weg, solange die Proportionen gewahrt werden.

Die größte Herausforderung besteht aus Sicht der kulturellen Jugendbildung überall dort, wo überhaupt noch keine koordinierte kinder- und jugendkulturelle Angebotsinitiative verortet ist. Hier sind Kommunen, Länder, Jugend-, Kultur- und Bildungseinrichtungen, Fachverbände und vor allem die Bürgerinnen und Bürger selbst gefordert, Vernetzungs- und Entwicklungsinitiative zu ergreifen, die das kulturelle Bildungsangebot bedarfsorientiert auffüchert. Perspektivisch können aus dem Bedürfnis Erwachsener nach eigener künstlerischer und gestaltender Praxis heraus Einrichtungen entstehen, die dann auch die Basis für neue Kinder- und Jugendkunstschulen bilden. Gerade strukturschwache Einrichtungen könnten durch die Hereinnahme aller Generationen und damit verbundene Einnahmequellen gewinnen: höhere Atelierauslastung, bessere Dozentenbeschäftigung und durch den Methodenaustausch innerhalb des Hauses oft auch attraktivere Angebote.

Ganz unabhängig davon, ob das Einrichtungsprofil „Jugendkunstschule“ in allen Bundesländern eine realistische Option auf flächendeck-



Ping Qiu: „Gelbe-Hände-Kleidung“, Deutschland 1998

ende Verbreitung hat oder nicht: Auch die integrative „Kunstschule“ für alle Altersgruppen, wie sie der Kultur- und Bildungspolitik oder der neuen Generationenpolitik möglicherweise näher steht als der Jugendpolitik wird an einem nicht vorbeikommen: Kulturelle Kinder- und Jugendbildung erfordert ein hohes Maß an Eigenständigkeit in ihren Inhalten, Methoden, Zugängen, Ressourcen und Orten. Dies leitet sich schon aus den spezifischen Prozessen der psycho-sozialen Reifung und der bildnerischen Entwicklung ab. Für die Einrichtungsentwicklung bedeutet dies: Gut sind alle Formen, die mehr, breitere und bessere Formen kultureller Bildung unter Einschluss intergenerativer Angebotsinitiative entwickeln helfen. Fatal wäre, wenn die vorhande-

nen Strukturen kultureller Jugendbildung als „eine der wenigen gesellschaftlichen Instanzen, die es erlauben, die essentielle Freiheit der Bildung gegen alle Funktionalisierungen wirklich ernst zu nehmen“ (Werner Lindner), unter welchem Vorwand auch immer einer jugend-, kultur- und bildungspolitischen „Marktlage“ ausgesetzt würden, die betriebswirtschaftliche Teilerfolge um den zu hohen Preis der eigenen Identität erkaufen würde. Dies würde jedenfalls den schwierigen, aber wünschenswerten demografischen „Turnaround“ auf immer vereiteln.

DER VERFASSER IST VORSITZENDER DES BUNDESVERBANDS DER JUGENDKUNSTSCHULEN UND KULTURPÄDAGOGISCHEN EINRICHTUNGEN ■

Lebenslanges Lernen Matthias Pannes

Mögliche Angebote der VdM-Musikschulen im Hinblick auf demografische Veränderungen

Rente mit 67 ist das Schlagwort unserer Tage – eine Camouflage angesichts der Tatsache, dass in Neufünfland nur noch 9 % der Menschen mit 64 Jahren vollberuflich tätig sind und in Altelfland es auch nur 14 % sind, die das bisherige Renteneintrittsalter von 65 Jahren direkt aus ihrem Vollzeitjob erreichen.

So viel freie Zeit (wenn sie denn frei ist) für die älteren Bürgerinnen und Bürger in diesem Land, so viel Bedürfnis auch danach, möglichst ohne Zwänge und Zeitkorsett die verbleibende Lebenszeit befriedigender und erfüllter zu gestalten. Dabei kommt – bei manchmal auch nicht mehr ganz uneingeschränkter Mobilität im sozusagen „qualifizierten“ Lebensalter – den Spielarten kultureller Betätigung eine große Bedeutung zu, gerade auch dem musikalischen Bereich. Nicht wenige wollen sich ihren Jugendtraum erfüllen und ein Instrument spielen, andere wollen sich mit Musik intensiver auf rezeptiver Ebene beschäftigen. Sie bilden z.B. einen Opern-Besucherring und treffen sich mit Gleichgesinnten zu vertiefter Betrachtung, ja sogar Analyse der Werke des Spielplans, etwa unter fachlicher Anleitung. Dass Musik und besonders das aktive Musizieren Nahrung für Seele und Geist bieten, dürfte kaum jemand ernsthaft bestreiten. Diese Erkenntnis muss konsequenterweise in jedem Lebens-

abschnitt genutzt werden: Wenn es wirklich darum geht, die Lebensarbeitszeit zu verlängern, gilt es gleichzeitig Ressourcen bereitzustellen, mit denen die Leistungsbereitschaft, die Integration und die soziale Kompetenz gefördert werden. Die positive Wirkung der Musik auf den Menschen, die in Studien für die junge Generation vielfach nachgewiesen wurde, muss als eine Quelle begriffen werden, die für Menschen jeden Alters sprudelt. Kinder, Jugendliche und Erwachsene können ein Leben lang aus ihr schöpfen. Sie erfahren dabei sinnerfüllende Impulse in jeder Phase ihres beruflichen und familiären Lebens. Ein anderes Szenario: Hochbetagte leben im Gesangkreis der Senioreneinrichtung zu den Liedern ihrer Kindheit und Jugend zurück, sichern sich in ihrer letzten Lebensphase damit etwas an Aktivität, damit auch ein Stück Lebensqualität – können somit auch teilweise Hilfe in der Demenztherapie erfahren. Wieder andere sind für ihre Enkel da, singen mit ihnen und möchten vielleicht auch gemeinsam instrumental musizieren können. So vielfältig die Bedürfnisse und Interessen in dem immer größer werdenden Bevölkerungsanteil älterer Menschen in Deutschland sind, so differenziert müssen Musikvermittlung und Musikerziehung und somit auch die Musikschulen reagieren bzw. agieren und dabei möglichst bedarfsadäquate Angebote entwickeln. Dabei spielt eine entscheidende Rolle, dass in dem hier an-

gesprochenen „3. Lebensabschnitt“ – auch wenn diese verkürzende Bezeichnung mehrere verschiedene Lebensphasen umfasst – zwar inhaltlich eine Vielfalt an musikalischen Interessen vorliegt, die durchaus divers strukturierte Klientel aber doch durch einen weitgehend gemeinsamen Methodenwunsch geeint ist: In diesem fortgeschrittenen Alter möchte man partizipieren, an der Entscheidung über die Auswahl von Musikliteratur, an der Entscheidung über die eigene Leistung, über die Anforderungen an sich selbst, und sich dabei wenig vorschreiben lassen, so fachlich kompetent auch die Lehrkraft sein mag. Anlassbezogenes Lernen wie auch stilistische Fokussierung grenzen einen Unterrichtsprozess für Ältere anders als bei Kindern und Jugendlichen auf für ihren Geschmack sinnvolle Komponenten ein; Vereinbarungen „auf Augenhöhe“ mit einer Lehrkraft werden daher konstitutiv für einen pädagogischen Kontrakt im fortgeschrittenen Lebensalter. Verständlich, da die Musikinteressierten ihre Lebensleistung erbracht haben, jetzt zwar im Unterricht wieder Anfänger werden, sich aber nicht gerne als solche behandelt wissen wollen.

Die genannten Überlegungen führen zu dem notwendigen Resultat, dass hinsichtlich der musikalischen Bildung für Ältere kein durchgängi-



← Fortsetzung von Seite 3
Lebenslanges Lernen

ges, stringent und konkludent aufgebautes Angebot eingerichtet, sondern eher ein offeneres Verfahren angestrebt werden sollte. Eine Art Baukastenprinzip könnte die Maxime sein, die sich in ein modulares Angebot auffächert. So hat etwa der Verband deutscher Musikschulen (VdM) vor einiger Zeit eine Fortbildung für Lehrkräfte zum Thema „Klavierspielen für Erwachsene“ entwickelt, unterstützt vom Fachverband Deutsche Klavierindustrie, die der VdM gemeinsam mit seinen Landesverbänden anbietet, und die darauf ausgerichtet ist, gleichermaßen für Anfänger und Wiedereinsteiger didaktisch und methodisch angemessene Konzepte zu vermitteln. Das individuelle Klavierspiel wird hierbei genauso berücksichtigt wie Formen von Begleitung oder Ensemblespiel. Spezielle Literaturhinweise und -empfehlungen sind ebenfalls Bestandteile dieser mehrtägigen Fortbildung. Musikschulen gehen ebenso erste Schritte hin zu Musikangeboten für Hochbetagte wie auch zu Konzepten für Generationenübergreifendes Musizieren. So wird z.B. in Mainz mit einem Projekt

„unter 7 – über 70“ versucht, die Musikerfahrungen und -traditionen alter Menschen – etwa in Seniorenheimen – mit den musikalischen Aktivitäten von Kindern in eine sinnvolle Kombination zu bringen. Wie sich dies entwickelt, wird weiter zu beobachten sein. Eins ist jedoch jetzt schon zu erahnen: Beide Seiten, die Kinder wie die Alten, können aus einem solchen sinnvoll angelegten musikalischen Miteinander Freude und Gewinn erzielen. Generationenübergreifende Unterrichtsformen, Ensembles, die allen Altersgruppen offen stehen oder Musikfreizeiten, in denen sich wie in der schleswig-holsteinischen „Feriennote“ Musikliebhaber von 10 bis 80 Jahren in einem gemeinsamen Orchester begegnen, sind in der Musikschularbeit schon längst kein Neuland mehr. Musik ist bekanntermaßen konstitutives Element des Menschseins: Die ersten Wahrnehmungs- und Definitionsebenen des Menschen, in der geschichtlichen Tiefe der Evolution wie in dem einzelnen, individuellen vorgeburtlichen Leben, waren und sind ästhetische Äußerungen und Eindrücke. Akroasis, die Aisthesis des Hörens, ist dabei das, was dem Menschen in seinen ersten Wochen begegnet wie auch in seinen letzten Stunden seine Verbindung zur Welt hält, wenn alle anderen Sinne erlöschen. Musik ist gewisser

Weise das ureigenste Medium dieser ersten und letzten Sinnes-Brücke vom Einzelnen zur Welt. Diese Brücke gilt es im Alter zu stabilisieren: lebenslanges Lernen, erfüllte Emotionalität, die Faszination der Kreativität und die Persönlichkeitsentwicklung durch den Gestaltungswillen – all dies sind wichtige Elemente für den Erhalt der Lebensqualität im Alter. Die Musikschulen können hier hilfreiche Angebotsstrukturen entwickeln. Der Verband will hierbei mit Qualifizierung, mit Modellen und Handreichungen, auch mit Literatursammlung und Werkempfehlungen über seine Fachberater diesen Prozess unterstützen. Im diesjährigen Herbstsymposium des Verbandes und in Workshops auf dem Musikschulkongress 2007 wird sich der VdM weiter mit dem Thema „Musizieren im 3. Lebensabschnitt“ befassen. Bereits Ende der 80er Jahre hat der VdM unter seinem damaligen Vorsitzenden Diethard Wucher ein Handbuch zur Musikalischen Erwachsenenbildung herausgegeben. Künftige Handreichungen und Arbeitshilfen werden im Sinne einer ständig aktuellen Sammlung im Extranet des VdM abrufbar sein und laufend überarbeitet und ergänzt werden müssen. Musikschulen werden zwar immer ihren Arbeitsschwerpunkt im Bereich der Kinder- und Jugend-

arbeit haben; als musikalische Bildungseinrichtung wird die Musikschule etwa im Kooperationsfeld mit der Ganztagschule oder in dem umfangreichen und vielfältigen Komplex der Frühkindlichen Förderung, auch im Fokus des Migrationskontextes neue und zusätzliche Aufgaben übernehmen. Somit wird der Schwerpunkt der Musikschulen nach wie vor die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sein, gerade auch, wenn man eine Gesellschaft vielfältig, lebenswert und ästhetisch überlebensfähig halten will. Daher wird dem Musizieren und dem Musikunterricht für Erwachsene und Senioren zwar eine wachsende, aber wohl nicht eine dominierende Rolle einnehmen. Die Musikschule kann jedoch mit der Hinwendung ihrer Angebote zu Erwachsenen und Senioren weiter zu einem Haus werden, das die Möglichkeit lebenslangen musikalischen Lernens bietet, auch zwischen Generationen. Eine Vielfalt der Wege zu einem mit Sinn erfüllten und zufriedenem Leben im Alter ist, wie oben aufgezeigt, mit Musik zu beschreiten – Musikschulen können oft Wegweiser dabei sein.

DER VERFASSER IST BUNDESGESCHÄFTSFÜHRER DES VERBANDES DEUTSCHER MUSIKSCHULEN ■

Aus der Mitte der Gesellschaft

Dominik von König

Was bedeutet „älter, bunter, weniger“ für die Kulturförderung?



Ping Qiu: „Ur-Form-Ur-Tier“, Keramik, Edinburgh 2002

Ziemlich plötzlich und heftig kam die demographische Debatte über uns. Im Gegensatz zu anderen Debatten, etwa über die Stammzellforschung, brachte sie im eigentlichen Sinne nichts Neues. Bei Versicherungsmathematikern, Bausparkassen, Ausländerbeauftragten oder Landräten in strukturschwachen Gebieten gehörten die Verschiebung der Alterspyramide und das Wissen um Migrationsbewegungen schon immer zum notwendigen Handwerkszeug. Dennoch: aus Spezialwissen wurde auf einmal ein gesellschaftlicher Diskurs mit Weiterungen. Stoßseufzer eines Mitglieds der Enquêtekommission Kultur: „Jetzt müssen wir uns wohl auch noch darum kümmern“.

Die Verantwortlichen der großen Kulturinstitutionen – Museen, Bibliotheken, Theater, Orchester etc. – und der kleinen beweglichen Kulturvereine wissen schon längst, dass sich der Aufwand für die Kultur – die Kunstwerke, die Theater und das Musikleben; aber auch die Gebäude und ihre Unterhaltung – nicht mehr durch ihr schieres Dasein rechtfertigt, sondern einer eigenen Begründung bedarf und sich im täglichen Angebot bewähren muss. Das „älter, bunter, we-

niger“ ist somit und wird künftig verstärkt Bestandteil des strategischen Kalküls, das die Institutionen beeinflussen wird. Wer aus der Mitte der Gesellschaft heraus Kultur fördern möchte, wer überzeugt ist, bei der Kulturförderung gesellschaftliche Entwicklungen – ihre Nöte, Sorgen, Probleme; ihre Hoffnungen und Chancen – mit berücksichtigen zu sollen, der wird gut beraten sein, vom demographischen Wandel umfassend Notiz zu nehmen. Es waren diese und ähnliche Überlegungen, die die Stiftung Niedersachsen überlassten, Mitte Oktober 2005 eine Tagung zum Thema „Kultur und demographischer Wandel“ in Hannover abzuhalten. Es traf sich gut, dass wir bereits 2004 gemeinsam mit der Kulturstiftung NRW (weitere Förderer: Bundesministerium für Bildung und Forschung und Kulturfonds des Deutschen Sparkassen- und Giroverbands) das Zentrum für Kulturforschung in Bonn mit der Untersuchung beauftragt haben, wie es die Jugend mit der „Hochkultur“ halte. Dieses „Jugendkulturbarometer“, das im Frühjahr 2006 erscheinen wird, war bereits ein vertiefender Einstieg in einen Aspekt des demographischen Spektrums. Die Tagung sollte jedoch das ganze Feld dessen, was wir unter demographischem Wandel verstehen, in den Blick nehmen:

- die bereits jetzt voranschreitende Alterung der Gesellschaft, also die allmähliche Umkehrung der Alterspyramide
 - langfristige Schrumpfung der Bevölkerungszahl
 - die Migration von Ausländern nach Deutschland mit einer Konzentration in städtischen Ballungsräumen
 - die interne Migration, also der Wegzug insbesondere junger Menschen aus strukturschwachen Regionen.
- Ziel war es, das Bewusstsein für das Wechselverhältnis von Kultur und Demographie zu schärfen und dabei insbesondere den Einfluss auf
- die Produktion und Distribution von Kultur
 - die Kulturförderung
 - die Kulturpolitik selbst
- näher zu untersuchen. So hofften wir, auf dem schwankenden Boden von subjektiven Eindrücken und Allgemeinplätzen (boomende Jugendkultur, der „Silbersee“ bei Kammerkonzerten, mangelnde Partizipation jugendlicher Ausländer an der Kultur) festeren Fuß zu fassen und vor allem breite Kreise Kultur fördernder Stiftungen für das Thema zu sensibilisieren. Wer glaubte, von dieser Tagung mit gebrauchsfähigen Instrumenten für seine künftige Tätigkeit zurückzukehren, wurde zwangsläufig enttäuscht. Wer sich allerdings auf das Geflecht

unterschiedlicher Ansätze einließ, konnte Einsichten mitnehmen: Wie ein roter Faden zog sich das Bildungsthema durch die Vorträge: die kulturelle Bildung wurde einhellig als ausschlaggebender Faktor für die (spätere) Teilhabe am kulturellen Leben gesehen. Gleichermaßen war die Kulturfinanzierung ein wiederkehrendes Thema. Wir kennen die geradezu zwangsläufige Entwicklung: sinkende Steuereinnahmen führen zu Kürzungen vor allem dort, wo keine Pflichtaufgaben der öffentlichen Hand vorliegen, also vornehmlich in der Kultur. Das engmaschige Netz von kultureller Produktion, Vermittlung und Versorgung wird sich ohne Verzicht an Qualität so nicht halten lassen. Im Kampf um die Mittel taugen die üblichen Begründungsmuster nur bedingt. Es wird zu Schwerpunktsetzungen kommen müssen, und das heißt zur Schärfung des Profils im Angebot. Fragen des Angebots sind immer und überall auch Fragen nach demographischen Gegebenheiten. Aber auch das wurde auf der Tagung deutlich: in unserer Gesellschaft findet nicht nur ein demographischer Wandel, sondern auch ein kultureller Wandel statt. Das Verhältnis von Kultur und Demographie ist wechselseitig. Gerade in den

← Fortsetzung von Seite 4

Künsten ist die wechselseitige Beeinflussung der Kulturen, seit alters her durch Migration befördert, und die Bildung hybrider Kunstformen eine viel beachtete Erscheinung: für die Kultur nahezu immer ein Gewinn. Auch im Feld der Soziokultur sollte die Gärung und noch unbestimmte Entwicklung mit Aufgeschlossenheit verfolgt statt mit Ablehnung bedacht werden. Alles in allem, so könnte das Ergebnis zusammengefasst werden, ein sensibles und weites Feld, das zu einem Wechsel der Perspektive, nicht jedoch zu Aktionismus führen sollte. Denn Patentlösungen gibt es nicht. Wechsel der Perspektive: das heißt, die deskriptive Seite, das Wissen um die demographischen Tatbestände, zu kennen und zu prüfen und die normativen Schlussfolgerungen – Was will ich bewirken und warum? – offen zu legen, zur Diskussion zu stellen und durch Handeln zu bekräftigen. Nur eine differenzierte Sichtweise wird den Din-

gen gerecht werden. Es kann nicht um einseitige Reaktionen gehen: nicht um Jugendprogramme, um die übermächtige Präsenz der Alten zu verringern, nicht um Seniorenförderung, um die Besucherquote trotz des Ausbleibens jugendlicher Besucher zu erfüllen. Es geht vielmehr um abgestimmte Projekte, die beide Gesichtspunkte verbinden. Es geht um interkulturellen und intergenerationellen Austausch. Und es geht – wie immer, wenn Politik hineinspielt – um Augenmaß. Tagungen sind für eine Stiftung nicht nur öffentliche Auslotungen auf unsicherem Gebiet. Sie sind auch Orientierungsmarken für die eigene Arbeit. Andere Institutionen sind bereits auf das Thema aufmerksam geworden und wollen es in ihre Agenda aufnehmen. Die Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel hat unter dem Titel „Alte Meister“ eine Tagung über die „Alten“ und das Ehrenamt in der Kultur abgehalten. Die Akademie Loccum möchte sich dem Thema der Veränderung der Zielgruppen in und der „gerechten“ Teilhabe an der Kultur zuwenden.

Die Stiftung Niedersachsen selbst wird mit neu geschärftem Blick an ihre Aufgaben gehen. Wir werden in Beratungs- und Antragsgesprächen ein Bewusstsein für die Bedeutung des Themas wecken. Wir werden aufzeigen, wie in der kulturellen Vermittlung im Einzelfall auf den demographischen Wandel eingegangen werden kann. Wir wollen Best Practice Beispiele anregen, die für einen interkulturellen und intergenerationellen Austausch vorbildlich sein können. In einem Flächenland wird außerdem immer die generelle Forderung nach „Kultur auf dem Lande“ zu überprüfen sein: Was soll wo angeboten werden, was soll gestärkt, erweitert, was neu errichtet und schließlich auch: was kann abgeschafft werden? Der geradezu ethische Imperativ zur gerechten Teilhabe ländlicher Regionen an der Kultur bedarf jeweils nüchterner Prüfung der Voraussetzungen hinsichtlich der vorhandenen Infrastruktur und der demographischen Gegebenheiten. Kürzlich hieß es in einem Leitartikel der FAZ, den Ausländern müsse deutlich gemacht werden, dass

„wir“ an unserer in Jahrtausenden gewachsenen Kultur „festhalten“ wollen. Bravo! Hätten wir das in diesen Jahrtausenden den Römern und Arabern, den Juden und den anderen europäischen Nationen mit Erfolg zugerufen (und einmal haben wir es mit verheerenden Folgen getan): dann säßen wir wirklich noch auf den Bäumen. Es gilt, mit dem demographischen Wandel zu denken und zu handeln – nicht gegen ihn. Dann können wir auch die Chancen freilegen und nutzen und Korrekturen vornehmen – aus der Mitte der Gesellschaft. Die Ergebnisse der Tagung werden im April 2006 unter dem Titel „»älter – bunter – weniger« Die demographische Herausforderung an die Kultur“ im Verlag transcript erscheinen (ISBN 3-89942-505-7; ca. € 24,80).

DER VERFASSER IST GENERALSEKRETÄR DER STIFTUNG NIEDERSACHSEN UND LEITER DES ARBEITSKREISES KUNST UND KULTUR IM BUNDESVERBAND DEUTSCHER STIFTUNGEN. ■

Von den Alten zu den alten Meistern? Karl Ermert

Herausforderungen der Altersdemographie für die Weiterbildung im Kulturbereich

Die Deutschen werden kollektiv älter, durch die schon stattgefundene und weiterhin nötige Zuwanderung kulturell „bunter“ – und trotzdem weniger. Zudem führen ökonomisch induzierte Wanderungsbewegungen im Binnenraum dazu, dass die verschiedenen Regionen sich bevölkerungsdynamisch disparat entwickeln, von relativ stabil bis stark abnehmend sowie von kleineren bis sehr großen Anteilen von Bevölkerung mit Migrationshintergrund.

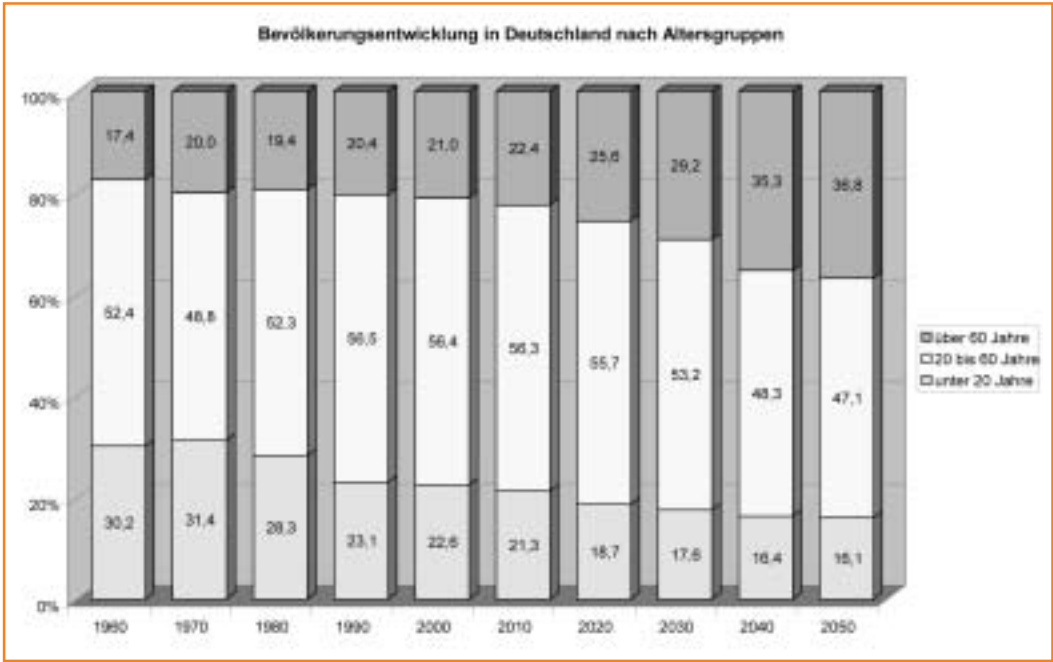
Potenzialdiskurs

Wie Alter und Altern – in der gesellschaftlichen Außenwahrnehmung und in der Selbstwahrnehmung der Betroffenen – gesehen wird, ist auch eine Einstellungsfrage, also eine kulturelle Frage. Die Veränderungen in der Altersstruktur der Bevölkerung in Deutschland erzwingen einen gesellschaftlichen Perspektivwechsel von der einseitigen Defizitperspektive auf das Alter zur unvoreingenommenen Wahrnehmung auch seiner Werte und Potenziale. Das ist auch der Tenor des neuen 5. Altenberichts der Bundesregierung unter dem Titel „Potenziale des Alters für Wirtschaft und Gesellschaft – der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen“. Standen in den vergangenen Jahren der „Bedarfs- und Versorgungsdiskurs“ sowie der „Belastungsdiskurs“ in Bezug auf die Älteren im Vordergrund, ist es jetzt der „Potenzialdiskurs“. Dieser stellt positive Aspekte des Alters und Alterns und die bestehenden oder herauszubildenden, jedenfalls zu nutzenden Kompetenzen der Älteren heraus. Die neue Perspektive bedeutet auch: Die Älteren werden nicht nur in ihren Potenzialen und Rechten positiver wahrgenommen, sie müssen – in gemeinsamer gesellschaftlicher Verantwortung mit den Jüngeren – auch Pflichten stärker übernehmen. Mit bestimmten Maßnahmen, wie etwa der Verlängerung der Lebensarbeitszeit, könnten die sozialökonomischen Probleme des altersdemographischen Wandels zumindest abgemil-

dert werden. Daneben können und sollen die Älteren in der nachberuflichen Phase Generationsolidarität auch ganz praktisch üben. Das Gute: Viele wollen und tun das auch schon, und zwar nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Bereich.

Was bedeutet die Situation für die Kultur?

Alle Altersgruppen haben den gleichen Anspruch und ein eigenes Recht auf kulturelle Aktivitäten und kulturelle Bildung. Dieser Anspruch gilt für die Jüngeren selbstverständlich. Das bleibt für die Künste, das kulturelle Leben und die kulturelle Bildung einer Gesellschaft überlebensnotwendig. Sie dürfen nicht vernachlässigt werden. Aber auch für Ältere in der nachberuflichen Phase gehören Kultur und kulturelle Bildung zum legitimen Streben, „Lebenskunst“ zu gewinnen. Jedenfalls unter diesem Aspekt muss die verbreitete Klage im E-Kulturbereich über eine „Überalterung“ des Publikums relativiert werden. Das Problem ist nicht, dass die Älteren kommen, sondern dass die Jüngeren nicht kommen. Ältere bilden einen wachsenden Markt für kulturelle Unterhaltungs- und Bildungsdienstleistungen. Darauf können und müssen Anbieter sich mit spezifischen Angeboten und Qualifikationen einrichten. Das werden kommerzielle Anbieter schon aus ökonomischer Vernunft tun (s. als Beispiel: www.ReifeMärkte.de). Aber auch der öffentlich geförderte künstlerisch kulturelle Sektor und seine kulturellen Bildungsangebote müssen sich der Herausforderung stellen, – ohne die berechtigten Interessen der jüngeren Generationen zu vernachlässigen. Diese neue Balance in den Prioritäten zu halten, muss politische Bedingung der öffentlichen Förderung bleiben oder werden. Viele Ältere haben spezifische Kompetenzen. Wie können sie sie – in generationenübergreifender Verantwortung und Kommunikation – für sich und für andere wirksam werden lassen? Hier berührt sich das Thema Altersdemographie mit dem The-



Quelle: Statistisches Bundesamt 2004/Bundeszentrale für politische Bildung 2005. © Abbildung: Ermert

ma bürgerschaftliches, freiwillig gemeinnütziges und ehrenamtliches Engagement in all seinen Facetten. Ältere haben Kompetenzen, oft auch Geld, manchmal Einfluss, vor allem aber selbstbestimmte Zeit, die sie einsetzen können, wenn und wo sie wollen. Ältere kommen ebenso wie alle anderen Bevölkerungsgruppen im Kulturbereich in den Blick als Publikum, Kunden, Kulturschaffende, Kulturvermittler und Unterstützer.

Weiterbildung

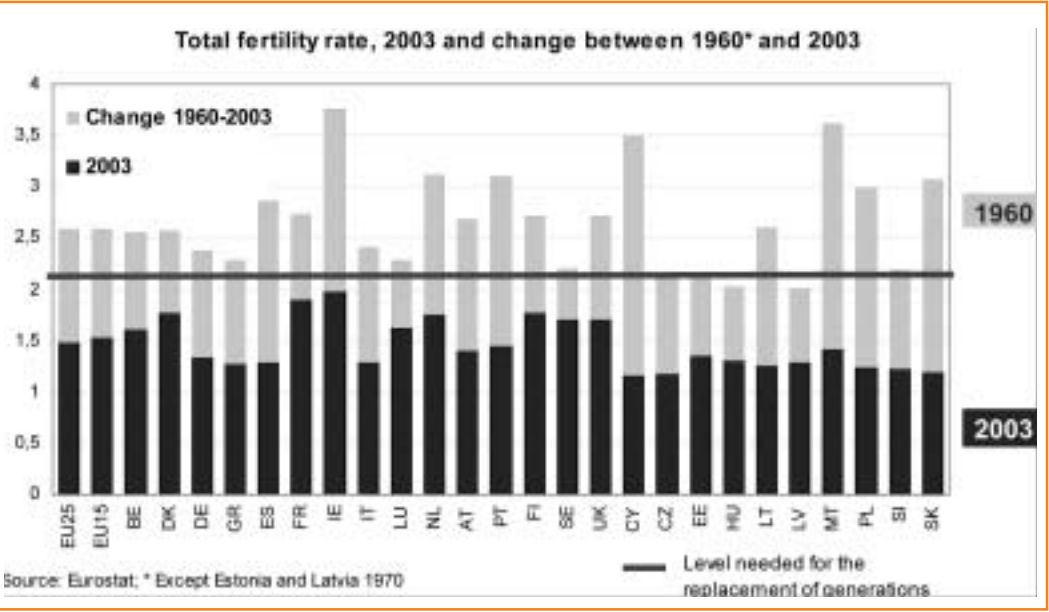
Häufig wird zwischen *Fortbildung* als Weiterentwicklung bereits vorhandener Kompetenzen und *Weiterbildung* als Erwerb neuer Kompetenzen unterschieden. Im Folgenden soll der Einfachheit halber „Weiterbildung“ Beides meinen. Weiterbildung spielt eine tragende Rolle im Konzept des lebenslangen bzw. lebensbegleitenden Lernens. Weiterbildung findet formell in dafür geschaffenen Einrichtungen statt, aber auch informell, in Arbeits- oder Freizeitabläufe integriert. Bislang wird nur zwischen beruflicher und allgemeiner Weiterbildung unterschieden. Berufliche Weiterbildung dient dem Erhalt und der Weiterentwicklung beruflich tauglicher Kompetenzen und wird daher über Erwachsenenbildungsgesetze und steuerlich besonders gefördert. Allgemeine Weiterbildung bezieht sich auf die persönliche Lebensorientierung und -gestaltung und wird daher auch finanziell eher in der persönlichen Verantwortung der Teilnehmenden gesehen. Als Folgerung aus den altersdemographischen Entwicklungen wird aber eine Weiterbildung an Stellenwert gewinnen, die sich auf freiwillig-gemeinnützige bzw. ehrenamtliche Tätigkeit richtet. Sie ist insoweit privat und zugleich von öffentlichem Nutzen. Dafür gibt es bislang keinen systematischen Ort in den Erwachsenenbildungsgesetzen oder auch im Steuerrecht. Sie allein der privaten (Finanzierungs)Verantwortung zu überlassen, ist politisch mindestens fragwürdig.

Die Hoffnung besteht, dass über Weiterbildung auch soziale und Milieugrenzen sowie Generationengrenzen überwunden und durchlässig gemacht werden können. Wenn es Weiterbildung gelingt, milieuübergreifende Erfahrungsräume zu schaffen, also Themen und Formate, die mehre-

re Milieus ansprechen, werden damit soziale Integration und kulturelle Partizipation in der Gesellschaft gefördert. Allerdings wissen die Praktiker der Weiterbildung ebenso wie die diesen Bereich Beforschenden, dass dies eine besondere Herausforderung bedeutet. Hier kann das Modell der sozialen Milieus mit seiner genauen Beschreibung der Weiterbildungsinteressen und -barrieren der einzelnen Milieus in der Anlage und im Marketing von Weiterbildungsmaßnahmen hilfreich sein. (Vgl. als guten Überblick zu dieser Thematik: Rudolf Tippelt, Aiga von Hippel: Weiterbildung: Chancenausgleich und soziale Heterogenität. In: APuZ H. 37/2005, 38-45.)

Weiterbildung für Kultur

In der allgemeinen Weiterbildung eröffnen Angebote kultureller Bildung auch Älteren Zugänge und Partizipationsmöglichkeiten in allen Sparten von Künsten und kultureller Bildung. Wichtig wird sein, dies nicht als „Beschäftigungstherapie“ zu sehen und zu handhaben, sondern als vollwertige Teilhabe- und Qualifikationsmöglichkeiten. Die Anbieter müssen neue Haltungen entwickeln, die die spezifischen Bedingungen des Lernens Älterer berücksichtigen, sie aber gleichwohl als gleich berechnete und gleich wertige Teilnehmer und Kunden annehmen. *Generationspezifische und intergenerationelle Ansätze in der Kulturarbeit haben ihr je eigenes Recht.* Selbstverwirklichung im Alter bedeutet auch die Entwicklung einer angemessenen „Altersidentität“, die sich von den Jüngeren unterscheidet und absetzt. Für diesen Prozess stellen die Künste – in Praxis und Theorie – ein besonders geeignetes Medium dar. Sich auf die Bedürfnisse Älterer einzustellen bedeutet, geeignete Angebote („Produkte“) zu entwickeln und die praktischen Umstände des Wahrnehmens durch barrierefreie Wege und Zugänge, angemessene Zeitorganisationen usw. passend zu gestalten. *Älterenspezifische Angebote* werden z. B. auch tagsüber zu platzieren sein. Die Anbieter brauchen also didaktische Konzepte und Betriebskonzepte für altersgruppenspezifische und altersgruppenübergreifende Kulturar-



Diese Grafik aus dem „Grünbuch ‚Angesichts des demografischen Wandels – eine neue Solidarität zwischen den Generationen““ der EU-Kommission vom März 2005 zeigt, dass die kollektive Alterung nicht etwa deutschlandspezifisch ist, sondern in Abstufungen für alle europäischen Länder gilt. In zehn der 25 EU-Länder ist die Reproduktionsrate noch niedriger als in Deutschland, wo sie seit Mitte der 1970er Jahre stabil bei 1,4 Kindern pro Frau liegt. Selbst in Irland, dem vor Frankreich heute noch „fruchtbarsten“ Land Europas ist in 2003 die magische Zahl von 2,1 Kindern pro Frau, die zur Aufrechterhaltung der Bevölkerungszahl notwendig ist, unterschritten worden. 1960 lagen mit Tschechien, Ungarn und Litauen nur drei der jetzigen EU-25-Staaten schon unter dieser Marke.

Junge Nichtbesucher

Claudia Hampe

Eine Studie des Deutschen Bühnenvereins



Ping Qiu: „Doppelhand“, 2005

Nach intensiver Vorbereitung hat der Deutsche Bühnenverein 2002 in Zusammenarbeit mit dem Institut für Marketing der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf sowie dem Marktforschungsinstitut Skopos eine auf das Theater bezogene Befragung von jungen Nichtbesuchern durchgeführt und damit auf diesem Gebiet Pionierarbeit geleistet. Denn bis dahin gab es nur Publikumsbefragungen, mit denen die Theater zwar ihre Besucher besser kennenlernen können. Was Nichtbesucher über Theater denken, was sie wirklich vom Theaterbesuch fern hält, finden die Bühnen mit solchen Befragungen aber nicht heraus. Dies erlaubt erstmalig die vom Bühnenverein in Auftrag gegebene Nichtbesucherstudie. Ziel dieser Untersuchung war es, auf Grundlage von empirisch gestützten Analysen konkrete Empfehlungen ableiten zu können, um die Kommunikation der Theater mit jungen Leuten, die bisher nicht ins Theater gehen, zu verbessern. Denn junge Besucher sind eine wichtige und zukunftsentscheidende Zielgruppe für alle Bühnen.

Die hochrepräsentative Befragung erfolgte mittels so genannter computergestützter Telefoninterviews (CATI). Auf diese Weise wurde eine Stichprobe von insgesamt 1007 16- bis 29-jährigen befragt, die mittels eines mehrstufigen Verfahrens ausgewählt worden waren. Als Nichtbesucher galt, wer länger als drei Jahre nicht in einer Theateraufführung (Oper, Schauspiel, Ballett) und höchstens einmal im Jahr in einem Musical/einer Festspielaufführung war. Auf Grundlage der Daten des Statistischen Bundesamtes fanden zu nächst proportionale Quoten nach Bundesland, Entfernung vom Theater sowie nach soziodemo-

grafischen Kriterien wie Geschlecht, Alter, Familienstand und Schulbildung Berücksichtigung. Da anzunehmen war, dass sich auch altersbedingte Befragungsunterschiede ergeben, wurden diesbezügliche Subgruppen von jeweils 2 Jahren gebildet. So wurden also die 16- und 17-jährigen, die 18- und 19-jährigen, die 20- und 21-jährigen usw. entsprechend ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung zusammengefasst. Um zu klären, welche Barrieren junge Menschen davon abhalten ins Theater zu gehen, wurden zunächst die Einstellung der Nichtbesucher zum Theater sowie das Image des Theaters in dem entsprechenden Alterssegment analysiert. Ganz allgemein lässt sich feststellen, dass es eine starke Tendenz gibt, den Theaterbesuch aufgrund von alternativen Freizeitangeboten, die attraktiver erscheinen, zu meiden. Auch Kontextfaktoren erweisen sich mit hoher Übereinstimmung als Begründung der Abstinenz wie etwa eine fehlende Einbindung des sozialen Umfeldes, also von Freunden und Bekannten, oder der vermutete hohe Aufwand für einen Theaterbesuch, beispielsweise durch die Annahme, formelle Kleidung tragen zu müssen. Zudem halten über 50 Prozent der Befragten Theater für einen teuren Spaß, ohne offensichtlich zu wissen, dass nahezu alle Theater hohe Ermäßigungen für Schüler, Studenten und Zivildienstleistende anbieten. Bei genauer Betrachtung sind aber unbedingt Subgruppen-Unterschiede zu beachten, die bereits andeuten, dass die Ursachen für den Nichtbesuch vielschichtig sind und dementsprechend unterschiedlicher Gegenmaßnahmen bedürfen. So ist etwa jüngeren Besuchern die Einbindung der Freunde besonders wichtig. Findet diese nicht statt, ist die Neigung ins Theater zu gehen gering. So gaben zwei Drittel der Befragten an, dass in ih-

rem Freundeskreis nicht über Theater gesprochen wird. Mehr als die Hälfte beklagt, dass man im Theater keine Bekannten treffe. Theater wird deshalb ohnehin eher als ein Angebot für Paare oder Singles wahrgenommen. Bei älteren Befragten hingegen, vor allem bei der Gruppe ab 26 Jahren, ist diese soziale Komponente weniger bedeutsam für den Nichtbesuch. Bezogen auf geschlechtsspezifische Unterschiede lässt sich festhalten, dass insbesondere männliche Befragte Tendenzen zur Suche nach Zerstreuung durch anspruchslosere Inhalte aufweisen. Hier sind alternative Freizeitangebote wie Kino, Fernsehen und Computer gefragt, die Zerstreuung und Entspannung bieten, ohne dabei geistig aufwändig und anspruchsvoll zu sein. Insbesondere junge Männer unter 20 Jahren verbinden mit dem Theater das Attribut der zu hohen inhaltlichen Anforderungen. Weibliche Befragte zeigen sich generell offener und positiver gegenüber den Angeboten des Theaters. Auch hinsichtlich unterschiedlicher Bildungsniveaus lassen sich signifikante Unterschiede des Antwortverhaltens herausfiltern. So stellen vor allem junge Befragte mit niedrigerer Schulbildung fest, dass Schule und Elternhaus nicht versucht haben, ihnen das Theater näher zu bringen. Überraschende Ergebnisse zeigte die Studie unter anderem im Hinblick auf die Einschätzung der Theaterprogramme. Die weitverbreitete Vermutung, dass aus dem Deutschunterricht bekannte Stücke eher zu einem Theaterbesuch reizen als unbekannte Stücke, trifft eindeutig nicht zu. Wie aber kann man Nichtbesucher zum Theaterbesuch animieren? Nach Auffassung der Meinungsforscher ist es unabdingbar, Theater zu einem Erlebnis zu machen, das über den „passiven“ Besuch hinausgeht. Dies könnte etwa mittels Pro-

benbesuchen oder Gesprächen mit Schauspielern passieren. Hilfreich wären auch Kooperationen mit anderen Institutionen oder Prominenten, die innerhalb des Alterssegments anerkannt sind. Auch Schule und Elternhaus sind hier gefragt. Denn jungen Menschen fehlt oftmals ein initiales Signal, was sie zum Theaterbesuch animiert. Allgemein kommt die Studie zu der Feststellung, dass Theater noch mehr als bisher medial präsent sein sollten. Dabei gilt es, das „Live-Erlebnis Theater“ als moderne, aufregende und spannende Freizeitgestaltung zu präsentieren, die etwas Besonderes, aber nicht Elitäres darstellt. Cliquentickets, eine lockere Atmosphäre, ein attraktives gastronomisches Angebot – all das könnte bewirken, dass sich junge Menschen im Theater wohler fühlen. Mehr noch als nur inhaltlich zu informieren, muss darüber hinaus Werbung an die Affekte appellieren und ein Gefühl des „Dabei-sein-Wollens“ erzeugen. Dabei sollten angesichts knapper Marketingbudgets strategisch vor allem die Zielgruppen angesprochen werden, die dem Theater positiv gegenüberstehen. Theater haben bereits zahlreiche spezielle Angebote für junge Besucher entwickelt. Diese reichen von der Zusammenarbeit mit Bildungseinrichtungen und Jugend-Kulturinitiativen über inhaltlich ansprechendes Kinder- und Jugendtheater und eigene Jugendclubs bis hin zum Kartenvertrieb über das Internet, Last-Minute-Tickets und Informationen per SMS. Die Nichtbesucher-Studie zeigt, dass individuelle, serviceorientierte Aktivitäten der richtige Weg sind, den es verstärkt einzuschlagen gilt.

DIE VERFASSERIN IST REFERENTIN DES VORSTANDS DES DEUTSCHEN BÜHNENVEREIN – BUNDESVERBAND DER THEATER UND ORCHESTER ■

←

Fortsetzung von Seite 5

Von den Alten ...

beit. Das werden Themen auf der Metaebene der Weiterbildung, also der beruflichen bzw. Multiplikatorenerweiterung sein. Älteren in der beruflichen Weiterbildung spezifische Angebote zu machen, erscheint im Normalfall eher ambivalent, vielleicht sogar kontraproduktiv, auch wenn es Ausnahmen geben mag. Wichtiger wird die didaktische und methodische Kompetenz von Veranstalter und Lehrenden sein. Sie entscheidet über die Haltung, in der gegenüber Älteren in Lerngruppen agiert wird. Das ist nicht nur eine ethische Frage, z.B. des Respekts vor Lebensleistungen. Mehr noch geht es darum, ob und in welcher Weise die unterschiedlichen Kompetenzen in generationengemischten Lerngruppen systematisch fruchtbar gemacht werden können.

Ein weites Feld stellen Aufnahme und Aktivierung der Älteren als Engagement- und Kompetenzpotenzial dar. Hierzu gehören Konzepte und praktische Maßnahmen, wie bürgerschaftliches Engagement unter den Älteren entdeckt, gefördert, aufgebaut und – zum Vorteil aller Beteiligten – genutzt werden kann. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei der Übergangszeit zwischen beruflicher und nachberuflicher Phase zukommen müssen, wo sich die Interessenprofile für nachberufliches Engagement herausbilden. Wenn Einrichtungen in einer professionellen Struktur mit Älteren als freiwillig gemeinnützig bzw. ehrenamtlich Tätigen zusammenarbeiten wollen, müssen sie die richtige Haltung ihnen, ihren Interessen und ihren Lebenslagen gegenüber gewinnen, sie müssen sich für diesen Umgang ihrerseits professionalisieren. Ältere bringen mitgebrachte Kompetenzen ein und/oder können sich für bestimmte Aufgaben weiterbil-

den. Letzteres bedeutet Weiterbildungsbedarf, der möglichst im Rahmen von existierenden Angeboten, also integriert, zu bedienen sein wird, ggf. aber auch spezifisch auf die Einsatzfelder und die Bedingungen der Älteren hin. Weiterbildung wird sich z. B. aktuell und mittelfristig begleitend beim Einsatz (älterer) Freiwilliger in der kulturellen Bildung von Kindern und Jugendlichen in Schule und außerschulischer kultureller Jugendbildung engagieren. Ein kompetentes Freiwilligenmanagement aber ist Voraussetzung für den Erfolg. Nicht nur die Freiwilligen, sondern auch die Einrichtungen selbst müssen lernen. Es geht um die Professionalisierung der Profis. Infrastruktur und Zeiten, z. B., müssen auf die Bedingungen der Freiwilligen eingestellt werden. Kontinuierliche Investitionen in Zuwendung und Organisation sind nötig. Hier wird Weiterbildung der Professionellen ebenso wie der bereits ehrenamtlich an Entscheidungs-

positionen Tätigen Versuchs- und Irrtumszeiten erheblich verkürzen können. Das gilt für Kultureinrichtungen, Kulturverbände, Kultur- und Bildungsverwaltung ebenso wie für Kultur- und Bildungspolitik. Die kulturelle Weiterbildung steht in ihrer Arbeit für Ältere, mit Älteren und für den intergenerationalen Kontext nicht am Anfang. Jedoch ist noch viel theoretische und praktische Entwicklungsarbeit zu leisten. Förderlich werden enger Kontakt und vorurteilslose Kooperation mit anderen Weiterbildungsbereichen (Soziales, Sport, Umwelt usw.) sein, die sich ihrerseits mit den Konsequenzen der altersdemographischen Entwicklung auseinander setzen (müssen) und die häufig schon längere und intensivere Erfahrungen haben.

DER VERFASSER IST DIREKTOR DER BUNDESAKADEMIE FÜR KULTURELLE BILDUNG WOLFENBÜTTEL ■

Gibt es 2050 noch ein Opernpublikum?

Susanne Keuchel

Zu den Ergebnissen des 8. KulturBarometers



Ping Qiu: „Doppelhand“, 2005

Das KulturBarometer des Zentrum für Kulturforschung (ZfKf) liefert seit 1990 anhand von bundesweit durchgeführten Repräsentativumfragen aktuelle Meinungsbilder zu Themen der kulturellen Bildung und Kulturpolitik. Die Konzeption, die auch Vergleiche mit früheren Erhebungen ermöglicht, geht auf die Zusammenarbeit des ZfKf mit dem Bundesministerium für Bildung und Forschung zurück. Die Umfragen werden in Kooperation mit unterschiedlichen Partnern durchgeführt. Beim 8. KulturBarometer beteiligte sich die Deutsche Orchestervereinigung.

In den letzten Jahren wurde vielfach die Frage gestellt nach den Auswirkungen des neuen, rasant gewachsenen Medien- und Freizeitangebots auf die kulturelle Partizipation vor allem der jüngeren Gesellschaft. Das erste Jugend-KulturBarometer, eine bundesweite Jugendumfrage von 2004, konnte zumindest in Teilaspekten eine Entwarnung geben. Bei entsprechend aktiven und gebildeten Eltern pflegt auch der Nachwuchs Kultur und künstlerische Aktivitäten. Einzelne Sparten haben bei den jungen Leuten sogar an Zuspruch gewonnen, wie die Bildende Kunst. Schlecht abgeschnitten haben dagegen die Klassische Musik und die Oper. Vielfach wurde angemerkt, dass dies kein Grund zur Besorgnis sei, denn die Jugend habe sich schon immer stärker für aktuelle Strömungen aus der Rock-/Popszene interessiert. Dies ändere sich dann wieder mit zunehmenden Alter in einer Zuwendung zur Klassik. Mit dem 8. KulturBarometer liegen nun erstmals aktuelle Zahlen zur Nutzung von Musiktheater und Konzerten vor, mit denen man eine solche Entwicklung rückblickend für die Generationen innerhalb der letzten zwanzig, punktuell sogar der letzten vierzig Jahre überprüfen kann. Zunächst ein Einblick in das aktuelle Nutzungsverhalten der Bevölkerung: 42% der befragten Bundesbürger ab 14 Jahre geben an, innerhalb der letzten 12 Monate mindestens schon einmal ein Live-Konzert des so genannten E-Musikbereichs oder eine Musiktheaterveranstaltung besucht zu haben. Bei dieser sehr erfreulichen Zahl sollte beachtet werden, dass es sich hierbei nicht nur um den Besuch öffentlich oder privat finanzierter Konzert- und Musiktheaterhäuser handelt, wie sie in der Theaterstatistik des Deutschen Bühnenvereins erfasst werden. Neben den zahlreichen Tourneeaktivitäten in Stadthallen oder Mehrzweckhallen mit Publikumsmagneten, wie den „Drei Tenören“, Konzertveranstaltungen in Kirchen, auswärtige kulturtouristische Ausflüge, z.B. Aida in Verona, umfasst dies auch den gesamten semiprofessionellen Musikbereich, der in anderen öffentlichen Räumen, z.B. der Schulaula oder auf dem Marktplatz stattfindet. Allein im

semiprofessionellen Bereich gab es laut dem letzten Musik-Almanach 2000/01 in Deutschland allein 30.350 Orchester, Chöre bzw. Ensembles im Laienbereich, darunter 800 Sinfonie- und Streichorchester. Das 8. KulturBarometer ist also auch ein Spiegel der Lebendigkeit unseres Musiklebens in Deutschland. 29% der Bundesbürger geben an, innerhalb der

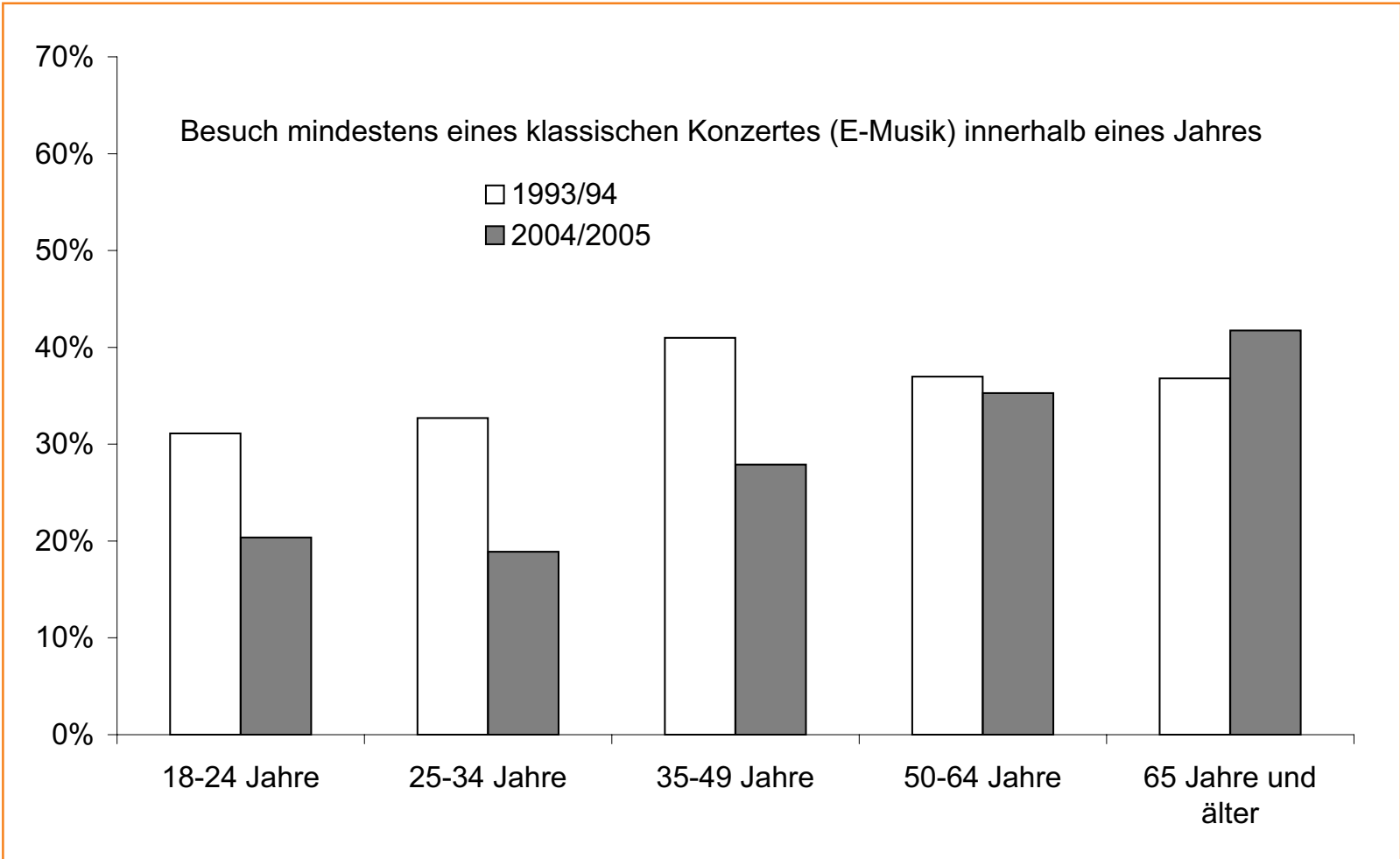
Besucherentwicklungen können erstmals mindestens 20 Jahre rückwirkend überprüft werden

letzten 12 Monate mindestens eine Musiktheaterveranstaltung besucht zu haben, 30% ein E-Musikkonzert. Zwischen den beiden Musiksparten herrscht also eine rege Publikumsfluktuation. Wer Klassik mag, entwickelt vielfach auch ein Interesse für das Musiktheater und umgekehrt. Auch unter den einzelnen Konzertformen, dem Besuch eines Sinfonie-, Kammermusik- oder Kirchenmusikkonzerts findet man auffallende Publikumsüberschneidungen. Im Bereich des Musiktheaters sind vor allem die populären Musikgenres gefragt, so Musical und Operette, die in

diesem Zeitraum von 25% der Bundesbürger aufgesucht wurden. Mindestens eine Opern- oder Ballettaufführung in den letzten 12 Monaten besuchten 14%. Die Bilanz des 8. KulturBarometers ist also zunächst überraschend positiv zu bewerten. Die Bilanz des Nutzungsverhaltens im Zeitvergleich stellt sich dagegen weniger positiv dar. Erstmals wurde die kontinuierliche Erfolgsbilanz beider Musiksparten im Zeitvergleich gestoppt. Diese hatte ihren Höhepunkt offenbar Mitte der 90er erreicht: Im Zeitraum von 1984/85 bis 1993/94 stieg der jährliche Besucheranteil im Musiktheaterbereich von 13% auf 34% und in der Klassik von 20% auf 36%. Von 1993/94 bis 2004/05 fiel dagegen der jährliche Besucheranteil im Musiktheaterbereich von 34% auf 29% und im E-Musikbereich von 36% auf 30%. Sind diese 5% bzw. 6% Differenz ein Grund zur Besorgnis? Besorgniserregend ist dabei die Erkenntnis, auf welche Bevölkerungsgruppen sich diese Rückgänge konzentrieren. Es sind die jüngeren, aber auch mittleren Bevölkerungsgruppen, die

in den letzten 10 Jahren weniger Anteil nehmen an Musiktheater und Konzert. So ist bei den E-Musikkonzerten in diesem Zeitraum der jährliche Besucheranteil bei den 18- bis 24-Jährigen von 31% auf 20% zurückgegangen, bei den 25- bis 34-Jährigen von 33% auf 19% und bei den 35- bis 49-Jährigen immerhin von 41% auf 28%. Wie dramatisch, aber auch kontinuierlich diese Entwicklung ist, macht ein vierzigjähriger Zeitvergleich mit weiter zurückliegenden Studien deutlich: Lag der Anteil der 40-Jährigen und Jüngeren innerhalb des Opernpublikums 1965 bei 58%, liegt er heute nur noch bei rund 26%. Dieses deutliche Missverhältnis kann auch nicht durch den soziodemographischen Wandel entkräftet werden: So lag der Anteil der 14- bis 40-Jährigen in Deutschland 1965 bei 36% und 2003 bei 34%. Auch wenn der Anteil der unter 20-Jährigen in unserer Gesellschaft kontinuierlich abnimmt, zählen jedoch speziell die heute 30- bis 40-Jährigen immer noch zu den geburtenstarken Jahrgängen.

➔ Seite 8



Quelle: ZfKf / Infas 1994; ZfKf / GfK 2005

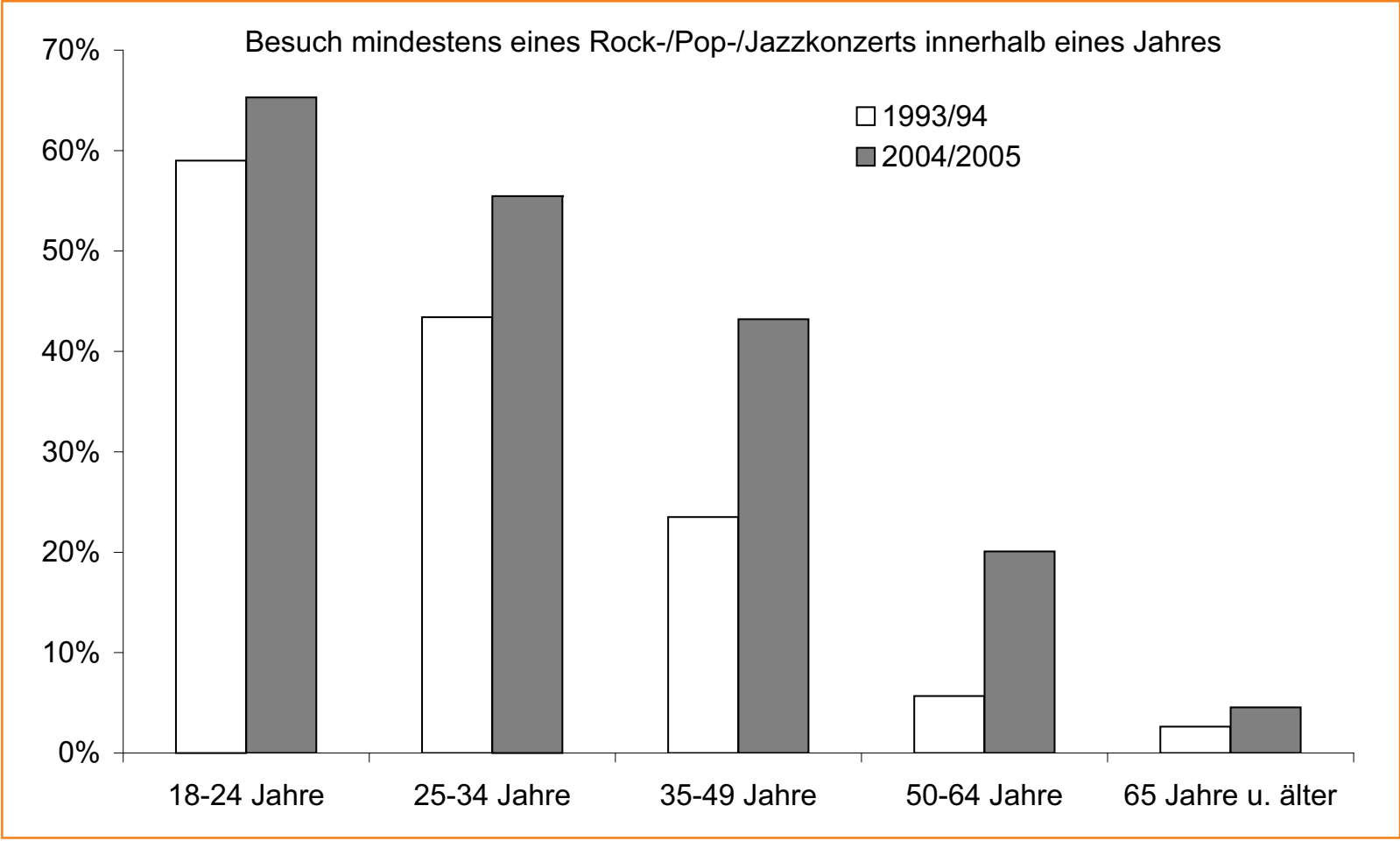
← Fortsetzung von Seite 7

Gibt es 2050 noch ein Opernpublikum?

Wohl auf den soziodemographischen Wandel zurückzuführen ist die Tatsache, dass das zunehmende Wegrutschen der mittleren Generationen in der Besucherbilanz bisher kaum ins Gewicht fällt. Die Ursache liegt in der wachsenden Größe der älteren Bevölkerungsgruppen, die die vorhandenen Kapazitäten im Musiktheater- und Konzertleben durchaus füllen können. Dies ist natürlich ein Teufelskreis. Denn die Häuser, die zunehmend unter Erfolgsdruck stehen, konzentrieren sich stärker auf die Bedürfnisse der verlässlichen älteren Zielgruppen, was zu einer Vernachlässigung jüngerer führt.

Das Wegbrechen speziell der mittleren Bevölkerungsgruppen hat zudem fatale Konsequenzen, da es sich hier um die Elterngeneration handelt. Eingangs wurde schon die wichtige Funktion des Elternhauses bei der kulturellen Vermittlung, vor allem klassischer Musik, hervorgehoben. Denn im Kinder- und Jugendalltag gibt es heute kaum mehr Begegnungsräume für Klassik außerhalb des Schulunterrichts und hier kämpft man mit fachfremden Lehrkräften und Musikunterrichtsausfällen. Das Musikhören oder Musizieren im Kindergarten, in Vereinen oder anderen sozialen Räumen wird immer stärker von den Stilrichtungen der Populärmusik getragen. Dies liegt nicht zuletzt an ihrer starken Medienpräsenz, die die Musikindustrie fördert. Gegen eine hohe Präsenz populärmusikalischer Strömungen ist nichts einzuwenden solange diese nicht das klassische Musikerbe vollends verdrängen. Doch eine solche Gefahr kündigt sich mit den Ergebnissen des 8. KulturBarometers an. Während die mittleren Bevölkerungsgruppen anfangen, im Klassikpublikum wegzubrechen, gewinnt der Populärmusiksektor erstmals auffallend bei den Älteren, die letztlich mit den Rolling Stones oder Beatles aufgewachsen sind. Waren es im Zeitraum 1993/94 noch 6% der 50-bis 64-Jährigen, die mindestens ein Rock-, Pop- oder Jazzkonzert besuchten, sind es 2004/2005 schon beachtliche 20%.

Bei aller Dramatik sollte man bei der Interpretation der Ergebnisse beachten, dass sich die eben skizzierte Entwicklung „noch“ im Anfangsstadi-



Quelle: ZfKf / Infas 1994; ZfKf / GfK 2005

um befindet. Sie ist also „noch“ aufzuhalten. Was kann man tun? Oder ist es überhaupt sinnvoll, in eine solche Entwicklung einzugreifen? Ist dies nicht vielmehr ein natürlicher Prozess der Wandlung kultureller Interessen? Man sollte auf jeden Fall eingreifen! In keiner anderen Sparte, zum Beispiel der Bildenden Kunst oder dem Theater hat sich eine solche Aufspaltung in U- und E-Kultur aus Vermarktungsinteressen heraus gebildet wie in der Musik. Niemand würde das Fördern einer aktuellen Beschäftigung in unserer Gesellschaft beispielsweise mit Goethe oder Büchner in Frage stellen, auch wenn diese weniger populär auf dem Buchmarkt vertreten sind. Kulturelle Traditionspflege ist der Grundstock für eine produktive Weiterentwicklung der zeitgenössischen als auch

populären Kunst- und Musikrichtungen. Man sollte daher an die Bildungs-, Kultur- und Medienpolitik appellieren, gemeinsam Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Klassische Musik sollte wieder stärker präsent sein im Kindergarten, in der Schule oder auch in öffentlich-rechtlichen Fernsehprogrammen, z.B. als fiktive Hintergrundmusik in Kindersendungen. Die Kulturhäuser müssen es schaffen, wieder stärker jüngere Zielgruppen zu erreichen. Maßnahmen, wie mehr Familienkonzerte, das „Netzwerk Orchester & Schulen“ oder das medienwirksame Education-Programm der Berliner Philharmoniker, können dazu beitragen.

Das 8. KulturBarometer belegt, dass die Akzeptanz für Musiktheater und Orchester in der Bevölkerung allgemein, auch unter den Nichtnutz-

ern, (immer noch) sehr groß ist. Mehr als drei Viertel der Bevölkerung ist der Meinung, dass man die klassischen Kulturhäuser öffentlich fördern sollte. Viele Bürger, die diese Häuser zwar nicht besuchen, betrachten diese dennoch als allgemeines Kapital, als ein Qualitätsmerkmal unserer Gesellschaft. Diese Akzeptanz gilt es auszunutzen mit mehr Präsenz der Oper und Klassik bei jüngeren und mittleren Bevölkerungsgruppen. Nur so kann die Existenz dieses Repertoires im gesellschaftlichen Leben auch in der Zukunft sichergestellt werden.

DIE VERFASSERIN IST STELLVERTRETENDE DIREKTORIN DES ZENTRUM FÜR KULTURFORSCHUNG. ■

Zukunftssicherung durch Kulturvermittlung?

Gerald Mertens

Konsequenzen für Musiktheater und Orchester aus dem aktuellen KulturBarometer



Ping Qiu: Garteninstallation im Mies van der Rohe Haus, Berlin 2004

Ende November 2005 hatte das Zentrum für Kulturforschung (ZfKf), Bonn, mit Unterstützung der Deutschen Orchestervereinigung das 8. KulturBarometer veröffentlicht. Die bundesweite Medienresonanz in Hörfunk, Fernsehen und Printmedien unmittelbar nach der Präsentation war außergewöhnlich intensiv und nachhaltig. Der „Untergang des Abendlandes“ (mdr-Kulturjournal „artour“) wurde beschworen, der „Trend zum Rockopa“ (Thüringer Allgemeine), zum „Musikliebhaber mit Hörgerät“ (Süddeutsche Zeitung) entdeckt. Doch woher rührte diese Aufregung? Wahrscheinlich waren zwei Faktoren bedeutsam: Einerseits sind die Medien und die Kulturbetriebe bei der Verbreitung neuer empirischer Daten in letzter Zeit

sensibler geworden. Sinkende öffentliche Finanzierung lässt das Kulturpublikum stärker in das Bewusstsein der Verantwortlichen geraten. Andererseits konstatierte das 8. KulturBarometer erstmalig seit Jahrzehnten ein leicht rückläufiges Ergebnis beim Publikumszuspruch. Grund zur Aufregung oder gar Panik?

In der Studie geben 42% der bundesweiten Bevölkerung ab 14 Jahre an, mindestens einmal innerhalb der letzten 12 Monate eine Musiktheateraufführung oder ein Konzert im so genannten E-Musikbereich besucht zu haben. 29% der Bevölkerung hat 2004/2005 mindestens einmal ein Musiktheaterangebot besucht. E-Musikkonzerte wurden im selben Zeitraum von 30% der

Bevölkerung besucht. Die Bilanz des 8. KulturBarometers ist für sich betrachtet zunächst ausgesprochen positiv. Der Vergleich mit früheren Untersuchungen zeigt jedoch nach zuvor ständiger Aufwärtsentwicklung erstmals Rückgänge in den Bereichen Musiktheater und klassisches Konzert, während der Bereich Jazz/Rock/Pop weiter zunimmt. Die Volks- und Schlagermusik wird bei starken Rückgängen im Übrigen immer weniger live, sondern eher medial in einschlägigen Volksmusik- und Schlagersendungen wahrgenommen. Bei der Altersverteilung der jährlichen Besuchergruppen für klassische und „populäre“ Konzerte wurde jedoch deutlich, dass der Klassikbereich in den letzten 10 Jahren bei den jüngeren aber auch mittleren Bevölkerungsgruppen, insbesondere der 35- bis 49-Jährigen, an Attraktivität

verloren hat. Der Rock-/Pop-/Jazzsektor hingegen hat vor allem Zuwächse bei den Konzertbesuchern in den mittleren und älteren Bevölkerungsgruppen. Man kann also daraus den Schluss ziehen: Die Klassikkonzerte drohen zunehmend zu „vergreisen“. Die Rock-/Popkonzerte schaffen es dagegen immer mehr, alle Bevölkerungsgruppen zu erreichen, so neuerdings auch beachtliche Anteile der Älteren.

Dies sind einerseits eine der erste Folgen des demographischen Wandels der gesamten Gesellschaft, wobei allerdings gerade die Generation der über 60jährigen zeitlich und finanziell besonders in der Lage ist, Konzert- und Musiktheaterangebote aktiv zu nutzen. Andererseits ist die



Ping Qiu: „Seerosen“, Berlin 2005

← Fortsetzung von Seite 8

strukturelle Überalterung des Publikums Folge einer unterbliebenen in vergangenen Jahrzehnten vernachlässigten Heranführung Jugendlicher an Konzert und Oper durch Elternhaus und Schule. Dramatisch: Lag beispielsweise der Anteil der 40-Jährigen und Jüngeren innerhalb des Opernpublikums 1965 bei 58%, liegt er heute nur noch bei 26%. Langfristig stirbt das klassische Opern- und Konzertpublikum aus, wenn keine geeigneten Maßnahmen ergriffen werden. Dabei steht zu erwarten, dass sich dieser Wandel nun immer schneller vollziehen wird, denn die Ausfälle in den mittleren Bevölkerungsgruppen treffen die heutige Elterngeneration. Bereits das Jugend-KulturBarometer (2004) hatte deutlich gemacht, dass das Elternhaus in Deutschland eine entscheidende Rolle bei der Vermittlung von klassischer Musik spielt. Wenn die Eltern kaum mehr klassische Musik hören oder praktizieren – im sonstigen Kinder- und Jugendlalltag gibt es heute wenig Begegnungsräume für Klassik – dann wird sich auch die bisherige Annahme nicht erfüllen,

Ob es je eine „Rückkehr zur Klassik“ geben wird, ist ungewiss

dass es bei den heute Heranwachsenden nach ihrer Teilnahme an der gängigen Jugendkultur in späteren Jahren eine „Rückkehr“ zur Klassik geben wird, denn in ihrer Biographie hat es dann ja, mit Ausnahme des vielfach ausfallenden Musikunterrichts in der Schule, kaum Möglichkeiten für Erstkontakte gegeben. Erstaunlich ist allerdings folgender Befund aus dem Eltern-Kulturbarometer 2005: 68% der Eltern mit Kindern unter 25 Jahren halten es für wichtig bzw. sehr wichtig, dass ihre Kinder zumindest einmal ein Kulturangebot in einem Museum, Theater oder Konzert besucht haben. Von den Eltern, die sich kaum für Kultur interessieren, vertreten immerhin 60% ebenfalls diese Ansicht. 31 % der Befragten, die sich gar nicht für Kultur interessieren, stufen deren Bedeutung für ihren Nachwuchs dennoch hoch ein. „Kulturelle Einrichtungen bedienen also nicht nur das primäre Bedürfnis der Unterhaltung, sondern auch ein sekundäres, das allein über ihre Existenz definiert ist: Ihr Vorhandensein attestiert einer Gesellschaft bestimmte, allgemein anerkannte Qualitäten“, lautet hierzu das Fazit von Susanne Keuchel vom ZfKf, die auch das Eltern-Kulturbarometer betreut hat. Eine wesentliche Grundvoraussetzung für ein verstärktes Klassikinteresse liegt in der musikalischen Bildung. Klassische Musik sollte wieder mehr Platz im Kindergarten, der Schule und im Alltagsleben junger Menschen haben. Gefragt ist hier die Kultur-, Medien- und Bildungspolitik. Ein weiterer zentraler Schlüssel ist das aktive Musi-

zieren. Nach dem Jugend-KulturBarometer interessieren sich 9% der jungen Bevölkerung zwischen 14 und 24 Jahren für klassische Musik. Bei denjenigen, die zum Beispiel Gesang als Hobby pflegen, liegt der Anteil schon bei 36%. Für die deutschen Orchester und Musiktheater ergeben sich aus dem aktuellen KulturBarometer und den ergänzenden Studien folgende Konsequenzen: 1. Opernhäuser und Orchester müssen regelmäßiger Angebote für die ganze Familie machen. Nach den Umfrageergebnissen empfinden auch Eltern ohne spezifischen kulturellen Hintergrund es als wichtig, ihre Kinder mit Kultur in Berührung zu bringen. Geeignete Familienangebote erreichen also zweierlei: zum Einen werden Kinder unmittelbar durch Musik erreicht und angesprochen, zum Zweiten wird quasi über den „Umweg“ der Kinder gerade die Elterngeneration erreicht, die jetzt im Konzertsaal altersmäßig fehlt. Schließlich bringt auch das gemeinsame kulturelle Familienerlebnis am Wochenende eine völlig neue Lebensqualität. 2. Konzertsäle und Musiktheater sollten sich um ein attraktiveres Ambiente, z.B. durch Treffpunkte mit Gastronomie vor und nach der Veranstaltung, bemühen. Der ausdrückliche Wunsch des Publikums nach einer guten Atmosphäre von Opern- und Konzertveranstaltungen muss besser erfüllt werden. 3. Den unverändert bestehenden Berührungängsten mit klassischer oder moderner Musik kann man durch neue Konzertformen, wie z.B. moderierten Konzerten, begegnen. Hauptthema der Zukunft wird die alters- und zielgruppengemäße Musikvermittlung sein. „Erzählte Musik ist wie eine vorgelesene Speisekarte“, könnte man sagen. Nur: Wir verzeichnen seit Jahren einen massiven Rückgang des Musikunterrichts an allgemein bildenden Schulen, so dass der Erklärungsbedarf über gegenüber dem Publikum immer größer wird. Verschiedene Besucherbefragungen deutscher und amerikanischer Orchester belegen, dass die unmittelbare Erläuterung gespielter Musikstücke vom Publikum sehr gut und positiv angenommen werden. 4. Kultureinrichtungen müssen ihre Angebote untereinander stärker vernetzen: Wer ins Museum geht, kann auch für Konzert und Oper interessiert werden und umgekehrt. In der Besucher- und Publikumsforschung spricht man immer mehr vom „kulturellen Allesfresser“ oder vom „Kulturflaneur“; d.h., der klassische Abonnent, der sich nur auf eine Kunstsparte festlegt wird weniger. Man will sich nicht mehr so stark terminlich im Voraus festlegen, sondern eher spontan seinen Kulturbesuch durchführen. Dabei besteht eine Offenheit für durchaus unterschiedliche Angebote Jazz, Galerie, Museum, Varietee, Oper und Konzert konkurrieren miteinander. Anstatt

gegeneinander zu arbeiten, sollten sich dies Einrichtungen untereinander als Partner zusammenschließen, d.h. die Werbung für eine aktuelle Operninszenierung läuft im Museum, die Werbung für eine neue Ausstellung im Jazzclub. Inhaltliche Kooperationen, also Ägypten-Ausstellung im Museum parallel zur Aida-Premiere in der Oper, Kammermusik in der örtlichen Bibliothek zur Autorenlesung usw. 5. Der Besuch klassischer Konzerte ist zwar erfreulich gestiegen, die allgemeine Akzeptanz für die notwendige öffentliche Finanzierung jedoch deutlich gesunken. Hier müssen sich die Musiktheater und Orchester durch Marketing und Sondernveranstaltungen mehr öffentliche Aufmerksamkeit und Unterstützung verschaffen. Die Zukunft der klassischen Musik kann nicht allein durch verstärkte Musikvermittlungs- und

Educationprojekte der Orchester und Opernhäuser gesichert werden. Diese können Kinder und Jugendliche zwar ab einem bestimmten Zeitpunkt im Rahmen ihrer Möglichkeiten und begrenzten Ressourcen betreuen, doch die Grundlagen müssen Bildungs- und Kulturpolitik z.B. durch die Einrichtung eines regelmäßigen Instrumentalunterrichts an den Schulen legen. Dies ist auch angesichts der schwindenden musischen Erziehung im Elternhaus notwendig. Nur im Verbund von Bildungspolitik, Kulturpolitik und Kulturträgern kann die große Herausforderung, klassische Musik auch für nachfolgende Generationen zu erhalten und zugänglich zu machen, zum Erfolg geführt werden. DER VERFASSER IST GESCHÄFTSFÜHRER DER DEUTSCHEN ORCHESTERVEREINIGUNG ■

Abonnieren oder empfehlen Sie puk und Sie erhalten ein ganz besonderes Dankeschön!



KULTURELLE BILDUNG IN DER BILDUNGSREFORM-DISKUSSION
Konzeption Kulturelle Bildung III

Herausgegeben vom Deutschen Kulturrat

Max Fuchs
Gabriele Schulz
Olaf Zimmermann

470 Seiten
ISBN 3-934868-11-8

Ich möchte politik und kultur (puk) abonnieren (€ 18,00/6 Ausgaben im Jahr, inkl. Porto) und erhalte als Geschenk das Buch:

Kulturelle Bildung in der Bildungsreformdiskussion

Meine Adresse (=Rechnungsanschrift)

Ich abonniere puk

Name

Straße

PLZ

Ort

Unterschrift/Datum

Coupon einsenden/faxen an: ConBrio Verlagsgesellschaft mbH, Brunnstraße 23, 93053 Regensburg, Fax: 0941/945 93 50

Einstellungen zu Kultur

Birgit Mandel

Ergebnisse einer Bevölkerungsumfrage in Hildesheim



Ping Qiu: „Fingerflower“ (Palast der Wasserspiegel), Berlin 2000

Foto: Werner Zellien

Während es in Deutschland inzwischen einige Erkenntnisse zur Teilhabe der Bevölkerung an kulturellen Angeboten gibt, wissen wir noch relativ wenig über die Einstellungen der Deutschen zu Kunst und Kultur. Was verstehen sie unter Kultur? Welche Unterschiede gibt es zwischen den Bevölkerungsgruppen? Und: Wirkt sich der Kulturbegriff auf die Beteiligung am kulturellen Leben aus?

Eine Pilotstudie der Universität Hildesheim näherte sich erstmalig diesen Fragen ausführlicher. Von Studierenden des Studiengangs Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis an der Universität Hildesheim wurden 236 zufällig ausgewählte Bürger Hildesheims ab 14 Jahren befragt. Eine ausführlichere Darstellung unter www.uni-hildesheim.de/kulturpolitik.htm. Die Pilotstudie dient als Vorstudie für eine im kommenden Jahr geplante repräsentative Bevölkerungsbefragung in Kooperation mit dem Zentrum für Kulturforschung. Ziel der Vorstudie war es vor allem Unterschiede und auch Gemeinsamkeiten in den Einstellungen zwischen Stamm-Kulturnutzern und Nicht-Kulturnutzern zu ermitteln.

Charakteristika von Kulturnutzern und kulturelle Partizipation

Zunächst einige Daten darüber welche Bevölkerungsgruppen in Deutschland überhaupt kulturelle Angebote wahrnehmen.

- **Kulturnutzung ist vor allem an ein hohes Bildungsniveau geknüpft**
Alle vorhandenen Erhebungen zum Kulturpublikum in Deutschland zeigen, dass nur ca. 5 - 10 % der Deutschen zu den Stammkulturnutzern gehören, die häufig und regelmäßig kulturelle Angebote nutzen. Diese verfügen mehrheitlich über ein hohes Bildungsniveau und häufig auch über ein überdurchschnittliches Einkommen.
- **Hochkulturnutzer haben eine hohe Affinität zu allen Genres der Hochkultur**
Die Besucher von Theateraufführungen, klassischen Konzerten, Opern, Kunstausstellungen, historischen Ausstellungen und Lesungen gehen

überdurchschnittlich häufig ebenfalls zu den Veranstaltungen der jeweils anderen Genres der Hochkultur.

- **Eigene künstlerisch-musische Tätigkeiten befördern die Rezeption von Kultur**
Stammnutzer Kultur sind tendenziell häufiger selbst kreativ tätig als Gelegenheits- und Nicht-Nutzer
Diese Ergebnisse werden auch von der Hildesheimer Befragung bestätigt. Darüber hinaus wurden in der Studie weitere Zusammenhänge sichtbar:
- **Die Intensitäten der Nutzung von Hochkultur und Populärkultur korrelieren stark**
Stammnutzer der Hochkultur besuchen der Hildesheimer Befragung zufolge zu 78% auch häufig Veranstaltungen der Populärkultur. Bei den Gelegenheitsnutzern sind dies 49% und bei den Nicht-Nutzern nur 33%.
An Hochkultur Interessierte haben in der Freizeit insgesamt ein besonders breites Aktivitätsspektrum. Von den 23 abgefragten Freizeitmöglichkeiten haben in den letzten 12 Monaten mindestens 14 wahrgenommen: 2% der Nichtnutzer, 49% der Gelegenheitsnutzer und 78% der Stammnutzer von Hochkultur.
Hier bestätigen sich Ergebnisse des Zentrums für Kulturforschung, wonach sich die Bevölkerung zunehmend spaltet in höher gebildete, vielseitig Interessierte und niedrig Gebildete, die insgesamt kaum mobilisierbar sind und Freizeit vor allem zu Hause vor dem Fernseher verbringen.
- **Wunsch nach sozialer Aktivität wird als wichtigstes Motiv für den Besuch von (Hoch-)Kulturveranstaltungen genannt**
Mit einem Partner oder Freunden gemeinsam etwas zu unternehmen wird am häufigsten (50%) als sehr wichtiges Motiv dafür genannt, Theater, Oper oder Ausstellungen zu besuchen. „Sich weiterbilden, etwas lernen“ steht an zweiter Stelle (42%) und „Neue Kunstformen kennen lernen und ästhetischer Genuss“ (34%) erst an dritter Stelle.
Das zentrale Motiv für den (Hoch-)Kulturbesuch ist also offensichtlich selbst bei den Stammnutzern ein nicht kunstimmanentes, sondern ein soziales – anders als von Kulturschaffenden oftmals angenommen, die eher den fachspezifisch inte-

ressierten Nutzer im Auge haben und soziale und gesellige Aspekte bei der Gestaltung der Rahmenbedingungen vernachlässigen.

Kulturbegriff und Einstellungen zu Kunst und Kultur

- **Der Kulturbegriff wird mehrheitlich von klassischer Hochkultur geprägt.**
Auf die offene Frage, was man unter Kultur versteht, nennen 75% der Hildesheimer Befragten Veranstaltungen und Merkmale aus dem Bereich der Künste der Hochkultur. Befragt danach, welche Art von Kulturveranstaltungen sie als kulturelle Aktivität bezeichnen, geben nahezu alle den Besuch von Ausstellungen (94%), Theatern (90%), klassischen Konzerten (90%), Opern (86%) an. Nur 44% bezeichnen den Besuch von Kinos als kulturelle Aktivität und nur 40% Vereinstätigkeiten. Das Betrachten von Video/DVD und der Besuch von Erlebnisparks und Zoo bezeichnet nur noch knapp jeder Dritte als kulturelle Aktivität. Zwischen Jüngeren und Älteren zeigen sich hier keine systematischen Unterschiede
Diese Ergebnisse bestätigen eine Befragung des Allensbach-Instituts von 1991: „Der Kulturbegriff der großen Mehrheit ist aus der traditionellen Sichtweise des Bildungsbürgertums abgeleitet: Kultur wird gleichgesetzt mit Kunst, Musik und Literatur. (...) Der Kulturbegriff der Bevölkerung ist konservativ, weitaus mehr als ihre kulturellen Aktivitäten. (...) Insgesamt lassen die Definitionen der Bevölkerung, was Kultur ist und einschließt, erkennen, dass sie Kultur weniger als einen lebendigen, sich täglich vollziehenden Entwicklungsprozess versteht und mehr als Oberbegriff für seit Generationen anerkannte Standartwerke im Bereich der Kunst, Musik und Literatur.“ (Allensbach, S. 14 u. S. 19)
Dies gilt auch für die junge Generation, wie eine aktuelle Jugendstudie zeigt: „Betrachtet man die Objekte, die die jungen Leute als „Kunst“ einordnen würden, zeigt sich ebenfalls ein sehr traditioneller Kunstbegriff. Angeboten der Jugendkultur oder populären Kulturangeboten werden künstlerische Aspekte weitgehend abgesprochen: Kunst umfasst für die jungen Leute weitgehend klassische Kulturangebote der Hochkultur mit

- Künstlern aus der Vergangenheit. Die eigene Lebens- und Jugendkultur wird von ihnen kaum als künstlerisch „wertvoll“ angesehen.“ (Keuchel, / Zentrum für Kulturforschung, Bonn 2005)
- **Je intensiver die Kulturnutzung, umso weiter und offener wird der Kulturbegriff**
74% der Hochkultur-Stammnutzer bezeichnen mindestens 13 Aktivitäten aus einer Liste von 23 Freizeitaktivitäten als kulturelle Aktivitäten; bei den Gelegenheits- und Nichtnutzern sind dies nur 53%. Das deutet darauf hin, dass die größtenteils hoch gebildeten Viel-Kulturnutzer einen weiteren Kulturbegriff haben, der auch populärere Aktivitäten als Kultur akzeptiert.
- **Klare Mehrheit für mehr öffentliche Kulturförderung**
Die Vorstellungen von dem, was Kultur ausmacht, prägen auch die Einstellung zur öffentlichen Förderung von Kultur: Die Mehrheit der Befragten (71%), einschließlich derjenigen, die Kulturangebote selten oder gar nicht nutzen, spricht sich für öffentliche Kulturförderung genau in den Bereichen der Hochkultur aus, die in Deutschland bevorzugt gefördert werden.
Dieses Meinungsbild besteht relativ unabhängig vom Geschlecht, Alter und Bildungsniveau der Befragten. Nicht nur 87 % der Stammnutzer sondern immerhin auch 65% der Nicht-Kulturnutzer wollen Kultur mehr öffentlich gefördert sehen.
- **Theater ist der am häufigsten genannte Förderbereich**
Auf die offene Frage danach, welche Bereiche denn stärker öffentlich gefördert werden sollten, zeigen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen Stamm-Kulturnutzern und Nicht-Kulturnutzern: am häufigsten wird explizit das Theater (24 %) genannt; 19 % antworten mit „alle Bereiche, 14 % der Befragten wissen keine Antwort.“
- **Für 90% haben Kunst und Kultur eine wichtige Bedeutung für die Gesellschaft**
Nach Auffassung von 96% der Stammnutzer ist Kunst und Kultur für die deutsche Gesellschaft wichtig oder sehr wichtig. Bei den Gelegenheitsnutzern sagen dies 90% und bei den Nicht-Nutzern 80%. Auch diejenigen, die selbst keine Kulturangebote nutzen, erachten Kunst und Kultur





← Fortsetzung von Seite 10

also überwiegend als sehr wichtig für die Gesellschaft.

• Für 82% sind Kunst und Kultur wichtig für das eigene Leben.

Die Intensität der Nutzung von Hochkultur, das Geschlecht und das Bildungsniveau zeigen in der Hildesheimer Befragung einen signifikanten Einfluss auf die Bedeutung, die Kunst und Kultur für das eigene Leben zugeschrieben wird: 95% der Stammnutzer sagen, Kunst und Kultur sei für sie persönlich wichtig oder sehr wichtig, bei den Gelegenheitsnutzer sind es 84% und bei den Nicht-Nutzern nur 56%. Frauen sagen dies etwas häufiger als Männer (86% zu 78%).

Auffällig ist die Diskrepanz zwischen der gesellschaftlichen und der persönlichen Bedeutung von Kultur, vor allem bei den Niedrig-Gebildeten und den Nicht-Kulturnutzern. 80% der Nicht-Kulturnutzer halten Kultur für gesellschaftlich wichtig, jedoch nur 56% davon attestieren ihr Bedeutung für das eigene Leben.

Befragt danach, welches Kulturereignis sie in der letzten Zeit am meisten beeindruckt hat, kann sich die Mehrzahl der Befragten an keines erinnern.

• Kunst und Kultur werden mit Abstand am häufigsten als „bildend“ charakterisiert

57% der Befragten verbinden mit Kunst und Kultur die Eigenschaft „bildend“. 41% nennen als Eigenschaft „wertvoll“, 40% „anregend“, 35% unterhaltsam. Eher negative Adjektive wie „langweilig“, „verstaubt“, „elitär“, „konservativ“, „weltfremd“ und „anstrengend“ wählen jeweils weniger als 10% der Befragten.

Vergleicht man die Zuschreibungen von Stamm-, Gelegenheits- und Nichtnutzern von Hochkultur, so fällt vor allem folgendes auf: Die Nicht-Kulturnutzer wählen deutlich häufiger die Eigenschaft „bildend“ (71%) als die Gelegenheits-

(54%) und Stammnutzer (53%) von Hochkultur. Der Begriff bildend ist zwar positiv konnotiert, impliziert aber zugleich auch Anstrengungen in der Rezeption, ebenso wie intellektuelle Zugangsvoraussetzungen.

Fazit

Das Image von Kultur ist besser als die Nutzung, so lässt sich aus diesen Ergebnissen vermuten. Kultur wird per se selbst dann als gesellschaftlich wichtig und förderungswürdig erachtet, wenn sie für das eigene Leben kaum oder keine Relevanz hat. Vor allem bei den Niedrig-Gebildeten gibt es kaum Erwartungen an Kunst und Kultur für das eigene Leben. In dieser Differenz liegt ein von Kulturschaffenden zu mobilisierendes Potential.

Wie vorliegende Studien zeigen, übernimmt die große Mehrheit der Bevölkerung unhinterfragt den traditionellen bürgerlichen Kulturbegriff, wie er sich in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hat. Kultur wird mehrheitlich mit Hochkultur gleichgesetzt. Die Nicht-Kulturnutzer lehnen Kultur nicht ab, sondern stehen ihr im Gegenteil mit einer Art hochachtungsvoller Distanz gegenüber. Kultur passt nicht zu ihrem persönlichen Lebensstil, ist anderen, gebildeten Bevölkerungsgruppen zugehörig. Das weist trotz aller Popularisierung des Kulturlebens auf Schwellenängste hin. Hochkultur ist mit ganz bestimmten Mustern der Rezeption und Aneignung verbunden, mit individueller Kontemplation ebenso wie mit geistiger Anstrengung; im Gegensatz zu Spaß, Unterhaltung und Geselligkeit als Muster der Rezeption populärer Kultur, die von der Bevölkerung mehrheitlich präferiert wird.

Der am „Hochkulturschema“ (Schulze) orientierte Kulturbegriff dürfte eher hinderlich für die Partizipation breiter Bevölkerungsgruppen am kulturellen Leben sein. Wenn Kultur als etwas be-

griffen wird, das mit dem eigenen Leben nichts zu tun hat, gibt es keinen Grund, sich zu beteiligen. Ein konservativer, konservierender Kulturbegriff grenzt sich ab gegen Neues. Demgegenüber wäre ein weiter Kulturbegriff offen für heutige Erfahrungen und könnte auch eigene Interessen einbeziehen und wertschätzen.

Bestätigt und befördert wird dieser konservative Kulturbegriff von der öffentlichen Kulturförderpolitik, die weit überdimensional die traditionellen Kunstinstitutionen und das kulturelle Erbe pflegt im Verhältnis etwa zu soziokulturellen Kulturformen, die Kunst und Alltag stärker zusammenbringen.

Die typisch deutsche Unterscheidung in E-Kultur als schwierige aber wertvolle, öffentlich geförderte Kultur mit Bildungsanspruch und U-Kultur als anspruchslose Unterhaltung für die Massen prägt das Kulturimage in Deutschland nachhaltig. Bourdieus These von der „legitimen Hochkultur“, die als Leitkultur gehobener bürgerlicher Milieus Distinktions- und Abgrenzungsfunktion hat, bestätigt sich auch im Zeitalter pluralistischer Lebensstile.

Möchte man auch die bildungsfernen Bevölkerungsgruppen, die bislang zu den Nicht-Kulturnutzern gehören, am kulturellen Leben beteiligen, reicht die Vorhaltung eines subventionierten Angebotes nicht aus.

„Eine wichtige Aufgabe der Kulturpolitik und Kulturvermittlung muss es sein, Kultur in ihrem nicht-affirmativen Sinne zu vermitteln. Kultur muss so artikuliert und dargeboten werden, dass der Aufnehmende nicht von vornherein in eine Weihestunde des Geistes versetzt wird, sondern Kultur nicht zuletzt aufgrund der Syntax, Semantik und Pragmatik von Kulturwerbung als alltägliche Angelegenheit begreift.“, so forderte Hermann Glaser bereits Ende der 70er Jahre. (Glaser/Stahl, 1974, S. 29) Diese Forderung ist auch heute noch aktuell. Eine populäre Kommunikationsarbeit alleine ist jedoch nicht genug.

Vielmehr ist es notwendig, dass Kulturpolitik selbst ihren konservativen Kulturbegriff hinterfragt und sich für solche Kulturformen öffnet und offensiv einsetzt, die den Dialog mit der aktuellen Lebenswirklichkeit der Bevölkerung suchen. Um kulturferne Bevölkerungsgruppen muss man sich intensiv bemühen, muss sie wortwörtlich abholen, muss sie in ihren alltäglichen Zusammenhängen aufsuchen.

Da Kulturnutzung und Kulturinteresse so maßgeblich vom Bildungsniveau abhängen, müssen bildungsferne Bevölkerungsgruppen sehr gezielt angesprochen und mobilisiert werden, möglichst in frühem Alter über Kindergarten und Schule als die einzigen Institutionen, über deren Strukturen ein chancengleicher Zugang vermittelt werden könnte.

Das positive Image von Kultur in der breiten Bevölkerung ist eine gute Voraussetzung, um Menschen zu motivieren, Kultur auch als persönliche Bereicherung für ihr Leben zu begreifen.

DIE VERFASSERIN IST WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERIN AM LEHRSTUHL FÜR KULTURPOLITIK DER UNIVERSITÄT HILDESHEIM ■

Literatur:

Institut für Demoskopie, Allensbach: Kulturelles Interesse und Kulturpolitik. Eine Repräsentativumfrage über die kulturelle Partizipation, den Kulturbegriff der deutschen Bevölkerung und die Bewertung der Kulturpolitik. September 1991

Zentrum für Kulturforschung/ Keuchel, Susanne: Teilergebnisse des Jugend-Kulturbarmeters 2004. Zwischen Eminem und Picasso, Bonn 2004

Zentrum für Kulturforschung, 1. - 8. Kulturbarmeter. Bundesweite Bevölkerungsumfragen, Bonn 1991 – 2005, www.kulturforschung.de

Wo laufen S(s)ie denn hin?! Leonie Baumann und Sabine Baumann

Neue Formen der Kunstvermittlung fördern – Tagung an der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel

Vom 11.-13. November 2005 hatte die Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft deutscher Kunstvereine zu einer Tagung mit dem Titel „Wo laufen S(s)ie denn hin?! Neue Formen der Kunstvermittlung fördern“ eingeladen.

Die Tagung befasste sich mit der Vermittlung Bildender Kunst. Der rege Zuspruch von über 150 interessierten Menschen zeigte, dass das Thema in den letzten Jahren wieder zunehmend ins Blickfeld gerückt ist. Einerseits sind die Aktionsräume und Konzepte zeitgenössischer Künstlerinnen und Künstler weitgefächerter denn je, ihre Vorhaben bedürfen besonderer Zugänge und Erklärungsmuster, die nur partiell auf traditionelle Formen der Vermittlung zurückgreifen können. Andererseits zeigen internationale Beispiele und diverse Modellvorhaben, dass der Umgang mit Kunst und die Förderung von kulturell-künstlerischer Kreativität Anregungen für die Bewältigung alltäglicher Anforderungen geben können, die in ihrer Nachhaltigkeit für gesamtgesellschaftliche Prozesse von immer größerer Bedeutung sein werden. Mehrere Tagungen der letzten Jahre hatten bereits den Fokus auf den Umgang mit und neue Formen der Annäherung an zeitgenössische Kunst gelenkt. Die Wolfenbütteler Tagung knüpfte bewusst an die dort bereits verhandelten Themen und Inhalte an und verstand sich so in der Tradition der Tagungen wie z.B. dürfen die das? (Linz, 2000), Kontext/Kunst/Vermittlung (NGBK 2001), Kunstvermittlung zwischen partizipatorischen Kunstprojekten und interaktiven Kunstaktionen (AdKV Kassel 2001), Educational Complex (Kunstmuseum Wolfsburg, 2003), bilden mit kunst (Landesverband der Kunstschulen Niedersachsen, Hannover 2003) und soft logics (Künstlerhaus Stuttgart, 2004). Wo laufen S(s)ie denn hin?! Bereits in der Planung war allerdings in Anknüpfung an die Erfahrungen dieser vorangegangenen Veranstaltungen bewusst versucht worden, möglichst viele Referentinnen und Referenten sowie Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den unterschiedlichsten Bereichen anzusprechen. Wie erhofft kamen in Wolfenbüttel die Produzenten, die Künstlerinnen und Künstler, die Kunstvermittlerinnen und Kunstvermittler, die Kunstpädagoginnen und Kunstpädagogen auf der einen Seite und die institutionellen „Verwerter“ von Museen bis zu den Kunstvereinen auf der anderen Seite sowie einige politische und administrative Multiplikatorinnen und Multiplikatoren zusammen, um auf der Grund-

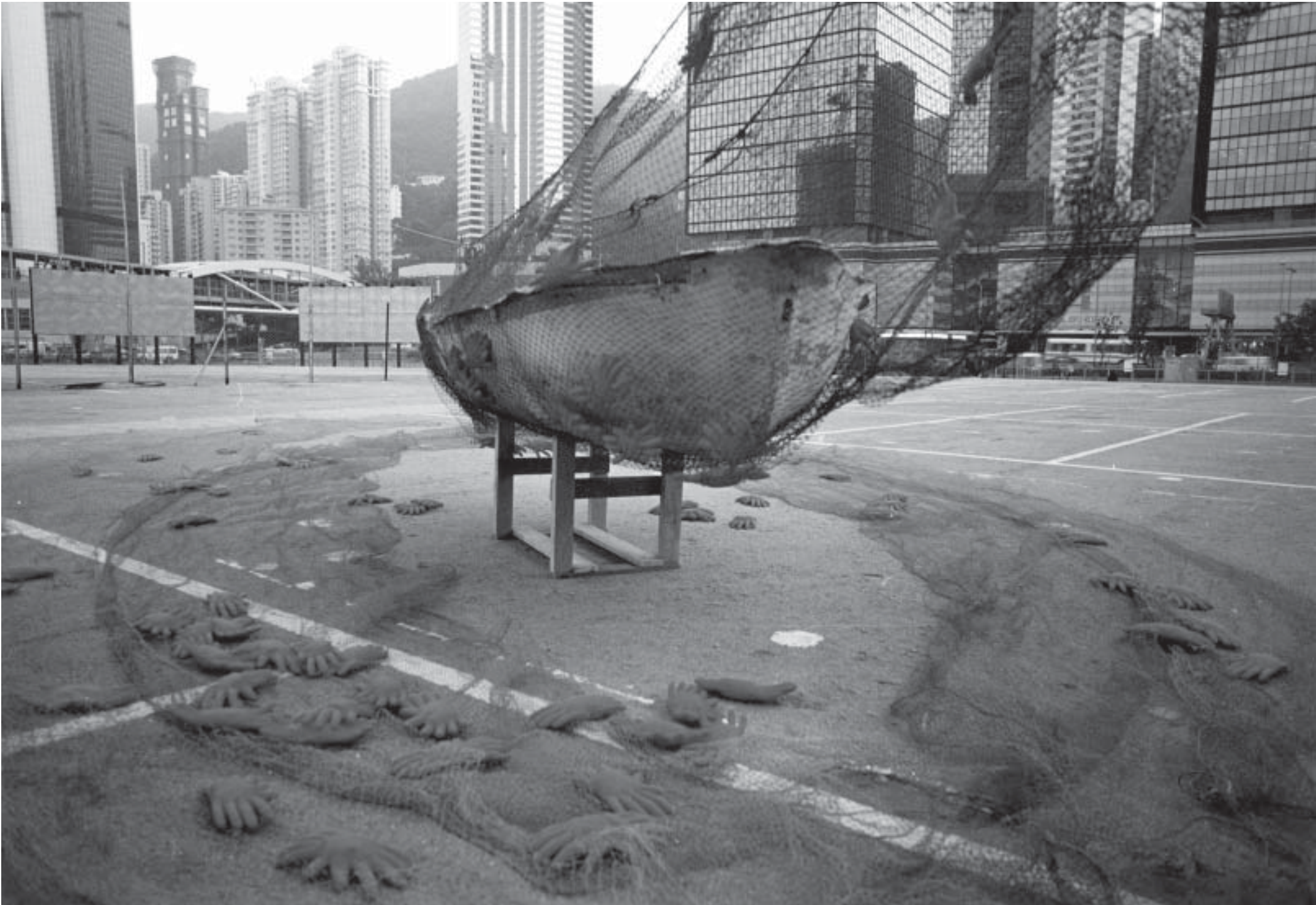
lage eines intensiven Erfahrungsaustausches in einen lebhaften Diskussionsprozess einzutreten. Der Titel der Tagung verwies bereits auf zentrale Fragestellungen, die alle diejenigen bewegen, die in Kunstzusammenhängen denken und arbeiten, in Kunstinstitutionen tätig sind oder als Künstlerinnen und Künstler mit anderen agieren: Wie können heute bei einem überwältigenden Freizeitangebot Menschen noch für Kunst begeistert werden; wo findet zukünftig Kunst noch in einem 24 Stunden-Shopping-Alltag statt; werden die Schwellenängste größer, je unverständener die Kunst wird; welche Anstrengungen sind von Nöten, um die Existenzberechtigung von Kunst-

institutionen auch in Zukunft zu unterstreichen...?! Wenn darüber hinaus Künstlerinnen und Künstler keine Werke mehr produzieren, wenn Prozesse wichtiger als das Ergebnis werden, geraten klassische Erklärungsmuster und Methoden an ihre Grenzen. Zeitenössische Kunst ist in ihren Strategien und Konzepten so unberechenbar geworden, dass es ungewöhnlicher Vermittlungsformen bedarf, um die Angst im Umgang mit Ungewohntem zu nehmen, die Neugierde anzuregen und ein Publikum zu eigenen Wahrnehmungen und Sichtweisen zu motivieren. So standen im Mittelpunkt der Tagung, die von Leonie Baumann, Vorsitzende der Arbeitsgemein-

schaft deutscher Kunstvereine, und Dr. Sabine Baumann, Leiterin des Fachbereich Bildende Kunst der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel, gemeinsam konzipiert und geleitet wurde, theoretische Ansätze neuer Kunstvermittlung und vor allem zahlreiche Praxisbeispiele aus den unterschiedlichen Kontexten in Deutschland, England und Belgien. Dieser praxisorientierte Zugang mit mehreren exemplarisch künstlerisch-partizipatorischen Projekten lenkte den Fokus auf künstlerische Vermittlungsstrategien, die mit den von ihnen ausgelösten Erkenntnisprozessen im Zu-



Ping Qiu: „Rote Schulbänke“, Erfurt 2002



Ping Qiu: „Rote Krabben“, Hongkong 2002

← Fortsetzung von Seite 11
Wo laufen Sie denn hin?!

sammenhang mit persönlichen Entwicklungen in den rasanten gesellschaftlichen Umbauprozessen zunehmend an Bedeutung gewinnen. Über die Praxisbeispiele hinaus, lieferten die Referentinnen und Referenten Informationen über die Entwicklung neuer Studiengänge, eine Übersicht über universitäre Debatten, im Zusammenhang mit einem kritischen Überblick einer praxisorientierten Künstlerinnen- und Künstlerausbildung und studentischer Initiativen zu Ausbildungsmöglichkeiten innerhalb wie außerhalb institutioneller Strukturen. Die Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse, Forderungen und kulturpolitischer Zusammenhänge – führten zu einer ebenso breiten wie lebhaft geführten kritischen Diskussion über Methoden, Potenziale, Strategien und Perspektiven der aktuellen Kunstvermittlung.

So erreichte die Tagung eines ihrer formulierten Ziele – nämlich all diejenigen, die sich in diesen Zusammenhängen bewegen und in unterschiedlichen Kontexten der Kunstvermittlung arbeiten, stärker zusammen zu führen, um in einem zukünftigen Netzwerk gemeinsame Interessen an neuen Formen der Kunstvermittlung zu vertiefen und weitere Kooperationen aufzubauen. In der Hoffnung, dass die Ausbildungsbedingungen, die die gewandelten Bedürfnisse der Kunstvermittlung aus eigenen Interessen befördern und die sich wandelnden gesellschaftlichen und institutionellen Anforderungen berücksichtigen sollten, entsprechend entwickelt und verändert werden. Die Teilnehmenden der Tagung bildeten ein bemerkenswertes Kompetenzforum für eine intensive inhaltliche Auseinandersetzung und Bearbeitung des Themas in den angebotenen Kommunikationsräumen in- und außerhalb des Plenums. Ein Garant auch für die konstruktive plenare Gesprächsrunde am Ende der Tagung, in nach einer allgemeinen politischen Einschätzung, vor-

getragen von Vertretern aus Politik, Verwaltung und Interessenvertretungsverbänden konkrete Forderungen, Wünsche und Perspektiven zur Weiterarbeit an dem Thema und zur Beförderung neuer Formen der Kunstvermittlung und ihrer politischen Realisierbarkeit artikuliert wurden: die Entwicklung eines Netzwerkes, die Einrichtung eines Think-Tanks zu inhaltlichen und politischen Strategien und insbesondere der Wunsch nach Weiterführung der öffentlichen Debatte in Foren wie dem auf der Wolfenbütteler Tagung. Die Initiatoren und Kooperationspartner dieses Zusammentreffens werden sich auch weiterhin gemeinsam dieses Themas annehmen, um die Perspektiven neuer Formen der Kunstvermittlung auf verschiedenen Ebenen zu verbessern und voran zu bringen. Eine Dokumentation mit den Beiträgen der Tagung wird dazu n der Reihe der Publikationen der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel vorbereitet und voraussichtlich im Frühjahr 2006

erscheinen. (Vorbestellungen sind unter sabine.oehlmann@ bundes-akademie.de möglich.) Die Tagung konnte Dank der freundlichen Unterstützung der VGH Stiftung, dem Land Niedersachsen und der NGBK Berlin realisiert werden.

LEONIE BAUMANN IST VORSITZENDE DER ARBEITSGEMEINSCHAFT DEUTSCHER KUNSTVEREINE UND GESCHÄFTSFÜHRERIN DER NEUEN GESELLSCHAFT FÜR BILDENDE KUNST. DR. SABINE BAUMANN, LEITERIN DES FACHBEREICHS BILDENDE KUNST DER BUNDESAKADEMIE FÜR KULTURELLE BILDUNG WOLFENBÜTT-TEL ■

Abschied in den (Un)Ruhestand

Zur Verabschiedung von Dr. Matanovic in den Ruhestand

Zum Ende des Jahres 2005 wurde Ministerialrat Dr. Wilfried Matanovic in den Ruhestand verabschiedet. Den meisten im Bereich der kulturellen Bildung Tätigen ist Dr. Matanovic ein Begriff. Allein die Nennung seines Namens ruft Erinnerungen und Anekdoten an Gespräche, Tagungen, gemeinsame Erlebnisse hervor.

Seit dem Jahr 2002 leitete Dr. Matanovic das Referat „Kunst und Sport im Bildungswesen“ im Bundesministerium für Bildung und Forschung. Die Leitung dieses Referates war für ihn aber nicht einfach nur eine ministerielle Aufgabe, die ein Beamter zu erfüllen hat. Wie nur wenig andere hat Dr. Matanovic seine Tätigkeit aus Überzeugung geleistet. Die Förderung von Projekten war keine einfache Geldzuwendung, die ordnungsgemäß abgewickelt werden musste. Dr. Matanovic identifizierte sich mit den von ihm geförderten Projekten in hohem Maße. Insoweit stellte er in

Gesprächen immer wieder Verbindungslinien und Kontakte zwischen Vorhaben her, die auf den ersten Blick wenig gemeinsam zu haben scheinen. Ein besonderes Anliegen war Dr. Matanovic, die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien für die kulturelle Bildung nutzbar zu machen. Er hat verschiedene Projekte in diesem Bereich angestoßen und gefördert – und dieses bereits zu einem Zeitpunkt, als vielfach noch gemeint wurde, kulturelle Bildung müsse ein Gegengewicht zur Nutzung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien bilden. Dabei interessieren ihn keineswegs nur die neuen Technologien. Verschiedene künstlerische Ausdrucksformen haben ihn stets begeistert, seien es die Leistungen der jungen Schauspielstudierenden im grenzüberschreitenden Leistungswettbewerb Deutschland, Österreich, Schweiz, seien es die kulturellen Wettbewerbe wie Jugend schreibt, Jugend komponiert oder sei es die Gestaltung des Bürogebäudes des Bundesministe-

riums für Bildung und Forschung in der Hannoverischen Straße in Berlin Mitte. Hier war Dr. Matanovic maßgeblich daran beteiligt, dass junge Künstlerinnen und Künstler die Flure und Treppenhäuser gestaltet haben. Überhaupt war ihm dieses Gebäude sehr vertraut, war es doch zuvor der Sitz der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in Ostberlin, in der Dr. Matanovic tätig war. Bereits in dieser Tätigkeit pflegte Dr. Matanovic einen engen Kontakt zu Künstlerinnen und Künstlern. Dr. Matanovic hat gefordert und herausgefordert. Er verlangte Genauigkeit, im Ausdruck, im Hinschauen. Die Gespräche mit ihm waren stets sehr bereichernd, er hat angestachelt, er hat Antworten verlangt und er hat gerne selbst seine Interpretation gegeben. Der Deutsche Kulturrat dankt Dr. Matanovic für die gute Zusammenarbeit in über einem Jahrzehnt, wünscht ihm einen schönen (Un)Ruhestand und weiterhin viele Begegnungen mit Kunst und mit Künstlern. ■

Impressum

kultur · kompetenz · bildung

kultur · kompetenz · bildung erscheint als regelmäßige Beilage zur Zeitung politik & kultur, herausgegeben von Olaf Zimmermann und Theo Geißler

Deutscher Kulturrat
Chausseestraße 103, 10115 Berlin
Tel: 030/24 72 80 14
Fax: 030/24 72 12 45
Internet: www.kulturrat.de,
E-Mail: post@kulturrat.de

Redaktion
Olaf Zimmermann (verantwortlich),
Gabriele Schulz, Andreas Kolb

Verlag
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH
Brunnstraße 23, 93053 Regensburg
Internet: www.conbrio.de
E-Mail: conbrio@conbrio.de

Herstellung, Layout:
ConBrio Verlagsgesellschaft
Petra Pfaffenheuser

Gefördert vom Bundesministerium für
Bildung und Forschung